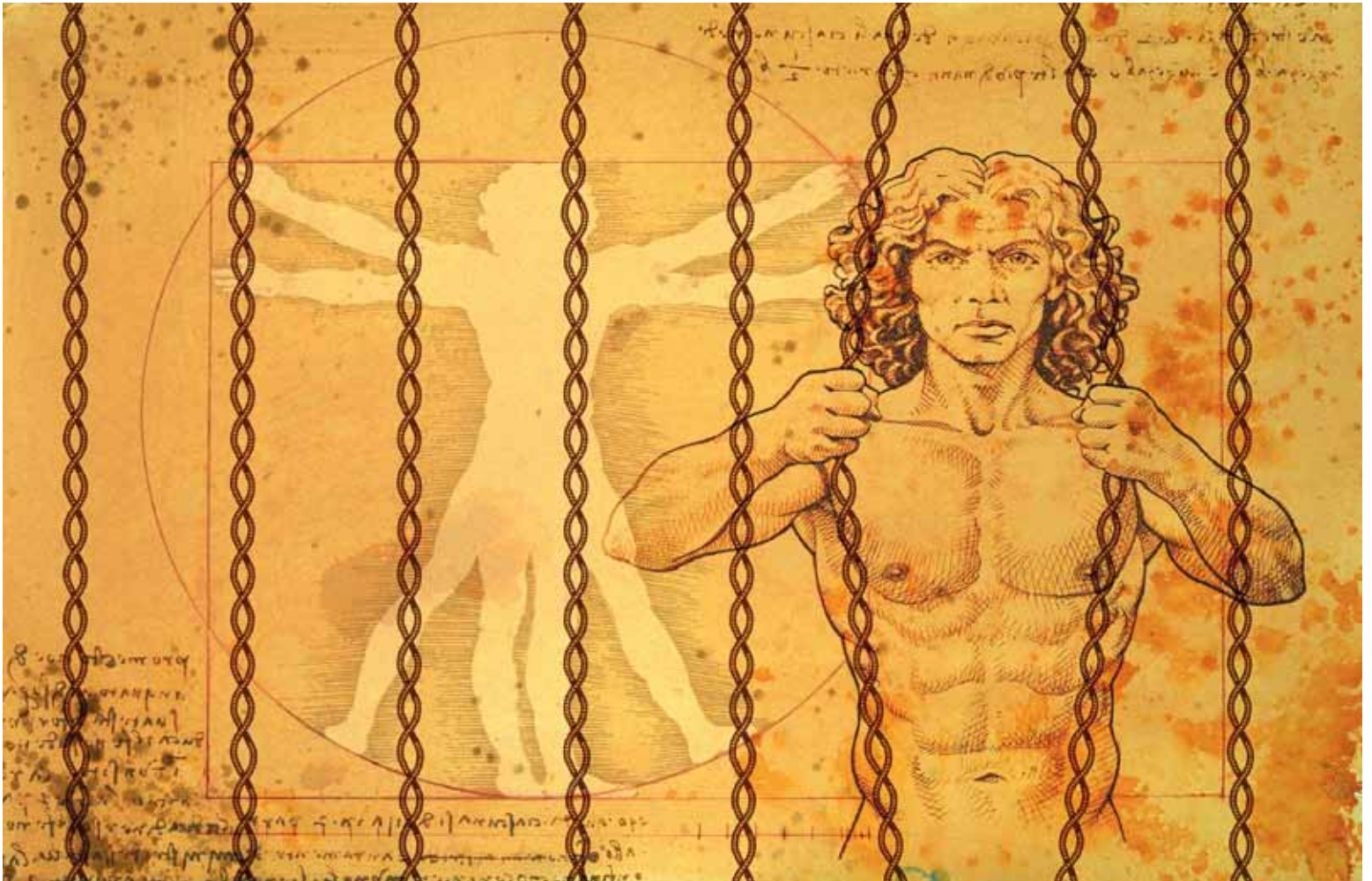


DIE WELTWOCHEN



Sind wir die Sklaven unserer Gene?

Wie der Mensch sein Erbgut selbst verändert.

Von *Gottfried Schatz*

Scheinverein SRG

Die ausgeklügelte Struktur des Staatssenders. Von *Rico Bandle*

«Wenn ich Diktator wäre»

Moritz Leuenberger über Ironie in der Politik und die Grenzen
der direkten Demokratie. Von *Roger Köppel*



ZEIT UND ENERGIE. DIE ZEIGT IHNEN BEIDES.



MANERO POWERRESERVE

Die Manero PowerReserve zeigt Ihnen immer, wie viel Energie in ihr steckt. Mit integrierter Gangreserveanzeige und dem präzisen Manufakturwerk CFB A1011 verbindet der Zeitmesser hohe Funktionalität und ausgeklügelte Technik. Im Design ergänzen sich klassische und moderne Bestandteile zu einem markanten, ausdrucksstarken Gesicht.

BOUND TO TRADITION – DRIVEN BY INNOVATION



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 40, T 061 261 40 00 BERN, MARKTGASSE 2, T 031 328 90 90 DAVOS, PROMENADE 69, T 081 410 00 50
GENÈVE, 45, RUE DU RHÔNE, T 022 319 62 66, 22, RUE DU MONT-BLANC, T 022 732 72 16 INTERLAKEN, HÖHEWEG 43, T 033 826 02 02 LAUSANNE, RUE DE BOURG, T 021 312 36 12
LOCARNO, PIAZZA GRANDE, T 091 751 86 48 LUGANO, VIA NASSA 56, T 091 923 14 24 LUZERN, SCHWANENPLATZ 5, T 041 369 77 00 ST. GALLEN, MULTERGASSE 15, T 071 222 02 22
ST. MORITZ, VIA MAISTRA 17, T 081 833 31 03 ZERMATT, BAHNHOFSTRASSE 6, T 027 967 53 53 ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 50, T 044 211 26 35
ZÜRICH FLUGHAFEN, AIRSIDE CENTER, T 044 800 85 40 KURZ GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 39, T 061 269 60 60 BERN, SPITALGASSE 38, T 031 311 04 22
GENÈVE, RUE DE LA CONFÉDÉRATION 11, T 022 311 70 76 LUZERN, WEGGSGASSE 25, T 041 419 40 20 ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 80, T 044 219 77 77
ZÜRICH, GLATTZENTRUM, T 043 233 30 50 SWISS LION GESCHÄFTE ENGELBERG, TITLIS, T 041 372 10 90 LUZERN, LÖWENPLATZ 11, T 041 410 61 81
WWW.CARL-F-BUCHERER.COM

Intern

Vor dreizehn Jahren trafen sich *Weltwoche*-Chef Roger Köppel und der damalige SP-Bundesrat Moritz Leuenberger zum ersten Mal für ein ausführliches Gespräch über Politik, die Kunst der Rhetorik und den diskreten Charme des Bundesrats. Verkehrsminister Leuenberger war schon damals ein Grossmeister der Ironie und Eloquenz. Nach längerer Sendepause begegneten sich die beiden Ende März von neuem. Grund waren Leuenbergers Äusserungen zu Fehlentwicklungen und Disbalancen der direkten Demokratie. Es ergab sich dann allerdings eine breit ausholende Diskussion, die bis zurück in die theologische Kinderstube des ehemaligen Magistraten führte. **Seite 26**



Gegenteil von Bignasca: Lega-Nationalrat Quadri.

Man weiss nicht recht, wen man erwarten soll, wenn man mit dem Tessiner Lega-Nationalrat Lorenzo Quadri verabredet ist – sicher aber nicht diesen skandinavisch-blonden, schwächlichen Mann, der viel jünger aussieht als seine kalendarischen vierzig Jahre. Vielleicht hat man seinen politischen Ziehvater Giuliano Bignasca im Hinterkopf, den nach Körperfülle und Temperament in jeder Hinsicht ausufernden legendären Gründer der Lega dei Ticinesi, der in vielerlei Hinsicht das genaue Gegenteil war. An Quadri wirkt alles geradezu protestantisch-nüchtern, einschliesslich des Büros in seiner Zeitung, dem soeben 25 Jahre alt gewordenen *Mattino della domenica*. Südländisch an Quadri ist eigentlich nur sein Zeitverständnis. Er gehört nicht zu den Pünktlichsten im Lande. **Seite 50**

Fahndungschef Peter Rüeegg von der Stadtpolizei Zürich war ein Mann der grossen medi-

alen Inszenierungen. Die Verhaftung von fünf Sittenpolizisten rund um das Milieu-Lokal «Chilli's» im Zürcher Langstrassenquartier sollte der Coup seines Lebens werden: Insgesamt zehn vermeintlich korrupte Polizisten wurden in das Verfahren involviert. Eineinhalb Jahre später zeichnet sich für Rüeegg ein Debakel ab. Von den ursprünglichen Vorwürfen ist gemäss Recherchen von Redaktor Alex



Nicht der erste Flop: Fahndungschef Rüeegg.

Baur nur noch ein kläglicher Rest übrig. Acht der zehn verdächtigten Beamten leisten schon lange wieder Dienst. Dafür ist Peter Rüeegg seit Anfang Jahr krankgeschrieben, im Juni wird er entlassen. Tatsächlich ist dieser Fall nicht der erste Flop Rüeeggers. Eine Schadensbilanz. **Seite 40**

Lausanne war letzte Woche Schauplatz der hohen Atom-Diplomatie. Nachdem Vertreter der USA, der EU und des Iran intensiv an einem Kompromiss zur Lösung des Atomstreits mit dem Iran gearbeitet hatten, präsentierten sie das Resultat der schwierigen Verhandlungen. In den USA lobte Barack Obama den Deal, in Teheran freute sich die Bevölkerung über das Resultat. Stutzig macht allerdings, dass jeder das Abkommen anders interpretiert. Pierre Heumann wollte deshalb wissen, ob tatsächlich Grund zum Jubel besteht und wer vom Abkommen am stärksten profitieren wird. **Seite 52**

Das *Weltwoche*-Streitgespräch zwischen Thomas Maissen und Christoph Blocher vom 12. April um 10.30 Uhr im «Lake Side» in Zürich ist bereits restlos ausgebucht. Ohne rückbestätigte Anmeldung kann leider kein Einlass mehr gewährt werden.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Florian Schwab,
Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Sandra Noser, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Pascal Couchepin



Peter Keller



Pierin Vincenz



Michael Ambühl



Symposium im KKL Luzern

Direkte Demokratie auf dem Prüfstand

Wie soll die Schweiz in Zukunft mit ihrer Staatsform umgehen? Am Symposium des Europa Forum Luzern am 27. April 2015 erfahren Sie aus erster Hand, wie hochrangige Persönlichkeiten und Fachleute die aktuelle Debatte über die direkte Demokratie einschätzen.

Über den richtigen Umgang mit der direkten Demokratie wird in der Schweiz heftig gestritten. Internationale Konflikte, das angespannte Umfeld in Europa und wirtschaftliche Krisen befeuern die Thematik zusätzlich. Das Europa Forum Luzern nimmt die Diskussion auf und bietet eine Plattform für eine sachliche Auseinandersetzung auf höchstem Niveau.

Aufs Parkett kommen alle Aspekte, die den Schweizern unter den Nägeln brennen. Wer sind die Profiteure, wer sind die Verlierer? Themen-Highlights sind:

- Direkte Demokratie und Europapolitik
- Nationale Eigenständigkeit versus internationales Recht
- Volksinitiativen und wirtschaftliche Auswirkungen
- Bürger als Spielball der Interessen
- Rolle der Medien und der Jugend

Die Referenten:

- **Michael Ambühl**, ehem. Staatssekretär, ETH-Professor für Verhandlungsführung
- **Urs W. Berner**, VR-Präsident und CEO, Urma AG Werkzeugfabrik
- **Francis Cheneval**, Professor für politische Philosophie, Universität Zürich
- **Fanny de Weck**, Programmleiterin Völkerrecht, Foraus – Forum Aussenpolitik
- **Christoph Errass**, Professor für öffentliches Recht an der Universität St. Gallen
- **Andreas Glaser**, Professor für Staats- und Europarecht, Universität Zürich
- **Peter Keller**, Historiker, SVP-Nationalrat und Weltwoche-Autor
- **René Rhinow**, ehem. FDP-Ständerat
- **Adrian Vatter**, Professor für Schweizer Politik, Universität Bern
- **Pierin Vincenz**, Vorsitzender der Geschäftsleitung, Raiffeisen-Gruppe

Ehregast auf dem «Roten Stuhl»:
alt Bundesrat **Pascal Couchepin**,
ehemaliger Wirtschaftsminister (1998–2002)
und Innenminister (2003–2009).

Platin-Club-Spezialangebot

Europa-Forum Luzern:
Symposium «Direkte Demokratie auf dem Prüfstand»
Montag, 27. April, 13.10 Uhr bis 17.20 Uhr,
im KKL Luzern

Spezialpreis
(nur für Weltwoche-Abonnenten):
Fr. 250.– (statt Fr. 330.–)

Zusätzliche Leistungen:

- Mittagsimbiss
- Pausenerfrischung
- Networking-Apéro

Anmeldung:

Bestätigen Sie Ihre Teilnahme unter Angabe von Vorname, Name, Adresse und dem Stichwort «Platin-Club» per Mail an info@europa-forum-luzern.ch.

Veranstalter:

www.europa-forum-luzern.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Nachteil Schweiz

«Vorteil Schweiz» arbeitet gegen einen der nachweislich grössten Vorteile der Schweiz.

Von Roger Köppel

Nur sieben Millionen Franken? So viel will eine neue Bewegung namens «Vorteil Schweiz» gegen SVP-Schlachtross und EU-Skeptiker Christoph Blocher aufwerfen, um die Schweiz in ein nicht näher spezifiziertes bilaterales Verhältnis zur Europäischen Union zu bringen. Die Summe wirkt bescheiden, wenn man sie an der geballten Finanzkraft der involvierten Personen misst.

Beteiligt ist der Ex-Unternehmer Hansjörg Wyss. Er soll über geschätzte 9,5 Milliarden Franken an Vermögen verfügen. Der mitmachende Unternehmer Jobst Wagner leitet den Weltkonzern Rehau mit 18 000 Angestellten. Das Gesamtvermögen seiner Familie wird auf rund 900 Millionen Franken veranschlagt. Ebenfalls dabei ist die millionenschwere Berner Unternehmerin Nicole Loeb, der das grosse gleichnamige Berner Warenhaus gehört. Weitere potente Personen sind dabei, nochmals hundert sollen angeblich folgen. Nur sieben Millionen Franken?

Traut man der Rhetorik der neuen Kampforganisation, ist die Schweiz nach dem 9. Februar 2014 in ihren Fundamenten bedroht. Man kennt die Diagnosen: Die Schweiz drohe sich abzuschotten. Die Bilateralen seien unbedingt zu retten. Man wolle zwar nicht in die EU, aber die Personenfreizügigkeit dürfe keinesfalls gekündigt werden. Verheerend finden die Beteiligten die SVP-Initiative «Schweizer Recht statt fremde Richter». Es geht um «Wohlstand, Freiheit und Sicherheit der Schweiz». Ist den Milliardären die Rettung der Schweiz nur sieben Millionen Franken wert?

Handkehrum: Sieben Millionen sind sehr viel Geld, wenn man sie für unklare Ziele verschleudert. Man ist, ohne es zuzugeben, gegen die SVP. Aber wofür die Bewegung exakt antritt, bleibt diffus. Die EU steht derzeit bei einer Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer nicht hoch im Kurs. Das schnoddrige Verhalten einiger Brüsseler Funktionäre nach dem Volksentscheid gegen die «Masseneinwanderung» kam schlecht an. Niemand will die Schweiz mit Stacheldraht umzäunen, aber eine jährliche Zuwanderung von 80 000 Menschen netto wird auch ausserhalb der SVP nicht als das Gelbe vom Ei taxiert. Ist es nicht legitim und vernünftig, hier wieder etwas auf die Bremse zu stehen?

Nichts gegen Appelle für Weltoffenheit und internationale Vernetzung. Die Schweiz ist



«Lehrstück von Anpassung und Flexibilität.»

spätestens seit dem Rütlichswur, als die ersten Urner Viehzüchter via Gotthard in die Lombardei marschierten, ein für seine grenzüberschreitende Geschäftstüchtigkeit bekanntes Land. Natürlich hat die Schweiz nach wie vor und erst recht ein vitales Interesse daran, mit der ganzen Welt – und übrigens nicht nur mit Europa – hervorragend wirtschaftlich zusammenzuarbeiten. Es schadet nicht, periodisch auf solche Selbstverständlichkeiten hinzuweisen. Gibt es irgendeinen Schweizer, der sich solchen verdienstvollen Mahnungen verschlösse?

Mit Verlaub: Die hochdotierte und gleichzeitig seltsam knausrig wirkende Polit-Truppe

um Wyss und Wagner rennt sperrangelweit offene Scheunentore ein. Die Hochhuberung der «bilateralen Verträge» mit der EU zum schweizerischen Lebensnerv ist unglaublich. Es sind ja nur Verträge. Das Problem liegt woanders. Es sind die Forderungen der EU, die auf eine institutionelle Vertiefung der Bilateralen dringen, mit der Folge, dass wir uns in eine überregulierte Hochsteuer-Wirtschaftszone einbinden ohne die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Es geht nicht um Wirtschaft, es geht um Politik.

Die EU möchte – und der Bundesrat arbeitet ihr zu –, dass die Schweiz künftig automatisch EU-Recht in allen bilateralen Vertragsbeziehungen übernehme und sich im Konfliktfall europäischen Gerichtsinstanzen unterwerfen würde. Das Volk ist dagegen, doch die Politik macht weiter mit dieser Selbstauflösung der direkten Demokratie. Es passt ins Bild, dass Bern generell unliebsame Volksentscheide auf die lange Bank schiebt oder gar nicht erst umsetzt. Der grösste Vorteil der Schweiz besteht darin, dass die Bürger – ähnlich wie in der Marktwirtschaft die Kunden – das Sagen haben. Ausgerechnet gegen diesen Vorteil arbeitet «Vorteil Schweiz».

Intelligenz schützt vor Dummheit nicht. Auch die Klügsten können irren. Die Schweizer Geschichte ist ein Lehrstück von Anpassung und Flexibilität. Wer sich anpassen und flexibel sein will, muss handeln und entscheiden können. Wer bindende Abhängigkeiten eingeht, verliert die Fähigkeit, sich im Notfall freizuschwimmen. Der Schweiz gelang immer ein bewundernswerter Balanceakt zwischen nationaler Selbstbehauptung und internationaler Verflechtung. Man hilft dem Land nicht, wenn man das Internationale auf Kosten des Nationalen forciert.

Es funktioniert auch nicht. Weil es am Ende niemand will. Im Wochentakt feiern wir derzeit unsere Geschichtsjubiläen: Morgarten 1315, Marignano 1515, Wiener Kongress 1815. Die Schweiz ist das einzige Land der Welt, das freiwillig eine brutale militärische Niederlage ins Zentrum eines positiven Selbstverständnisses rückt. Die Klatsche Marignano war nicht nur die Geburtsstunde unserer Neutralität. Der Untergang der kriegerischen Eidgenossen vor Mailand beflügelte auf paradoxe Weise auch den internationalen Exporthandel mit eidgenössischen Söldnern. Was auf der einen Seite den aussenpolitischen Rückzug einleitete, bedeutete auf der anderen Seite den Siegeszug einer aussenwirtschaftlichen Expansion. National und international, innen und aussen gehören bei der Schweiz zusammen.

Die Frage, um die es wirklich geht, lautet: Wer entscheidet in der Schweiz über die Gesetze? Laut Verfassung sind es Volk und Stände. Daran sollten wir festhalten. Zum Vorteil der Schweiz.





Schönster Exportschlager der Schweiz: Seite 18



Völkerrechtlicher Segen für Teheran: Seite 52



Zeichen, auf die das Volk gewartet hatte: Seite 44



Unfreiwillige Odyssee: Mascha Kaléko. Seite 58

Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Ein Hoch auf die Schuldenbremse](#)
- 9 [Im Auge Lydia Ko: Golf-Wunderkind](#)
- 10 [Volksrechte Fremde Richter](#)
- 10 [Behörden Verhinderin der Volksrechte](#)
- 11 [Weltpolitik Putin prescht zum Pol](#)
- 11 [Deutsch Neger](#)
- 12 [Personenkontrolle Hess, Hugi, Wyss, Wagner, Grunder, Noser, Loretan, Loeb, Furrer, Blocher, Strahm, Maissen usw.](#)
- 13 [Nachruf 1 Mathias Gnädinger \(1941–2015\)](#)
- 13 [Nachruf 2 Cynthia Lennon \(1939–2015\)](#)
- 14 [Sind wir die Sklaven unserer Gene?](#)
Wie die Umwelt und wir selbst unser Erbgut verändern
- 18 [Das Meitli-Wunder](#)
Schweizer Topmodels erobern die Modewelt
- 20 [Die Deutschen Schöner reden](#)
- 20 [Wirtschaft Mit reichem, vollem Schwalle](#)
- 21 [Ausland Weder historisch noch alternativlos](#)
- 22 [Mörgeli Angenehmer für Bankkunden](#)
- 22 [Bodenmann Piloten und Autofahrer abschaffen](#)
- 23 [Medien Die beste Freundin](#)
- 23 [Gesellschaft Prokrastination](#)
- 24 [Darf man das?](#)
- 24 [Leserbriefe](#)

Hintergrund

- 32 [In geheimer Mission](#)
Bundesrätin Doris Leuthard und das EU-Stromabkommen
- 34 [Tyrannei der Wenigzahler](#)
Erbschaftssteuer-Initiative – ein Angriff auf die Reichen
- 36 [«Wir sind keine politischen Eunuchen»](#)
SRG-Präsident Raymond Loretan und «Vorteil Schweiz»
- 38 [Scheinverein SRG](#)
Die ausgeklügelte scheidemokratische Struktur der SRG
- 40 [Zürich Die Verhaftung von fünf Sittenpolizisten](#)
- 41 [Unternehmenssteuerreform III Teure Wunderwaffe](#)
- 42 [Die Ökonomie der Staatsmoralisten](#)
Linke Wende beim Staatssekretariat für Wirtschaft
- 44 [Wilhelm Tell für die Gegenwart](#)
Historiker Jean-François Bergiers klügstes Buch zur Schweiz
- 47 [Fall Lubitz Gefährliche Fantasien](#)
- 48 [Der Millionenschaden von Arzt D.](#)
Die Bilanz des Neurochirurgen am See-Spital Horgen
- 50 [«Die Grenze zu Italien schliessen»](#)
Legi-Politiker Lorenzo Quadri über Tessiner Probleme
- 52 [Bahn frei für die Bombe](#)
Obamas Deal legitimiert das iranische Nuklearprogramm
- 55 [Brief aus Berlin Lohn für unehrliche Debatte](#)



«Sicher keine Gesinnungsneutralität»: alt Bundesrat Leuenberger. Seite 26

Interview

26 «Politik ist Verführung»

Moritz Leuenberger, SP-Bundesrat von 1995 bis 2010, über die veränderte Schweiz und sein Misstrauen gegenüber der direkten Demokratie

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Die Björk-Saga

58 Bestseller

58 Stationen einer Grosstadt-Dichterin

Vor 40 Jahren verstarb in Zürich fast unbemerkt die Autorin Mascha Kaléko

59 Nachruf Rudolf C. Bettschart (1930–2015)

60 Top 10

60 Kino «A Most Violent Year»

61 Jazz Klaus Koenig

62 Namen Fest der Wohltäter

63 Hochzeit Heike Schmidt und Halaim Abidi

63 Thiel Der Inquisitor

64 Wein Riesling Langenlois Seeberg Kamptal Reserve 2013

64 Zu Tisch Philippe Chevrier in Satigny

65 Auto Porsche Cayenne Turbo Tiptronic

66 MvH trifft Nicola von Senger, Galerist

Autoren in dieser Ausgabe

Gottfried Schatz



Der Biochemiker und ehemalige Professor an der Universität Basel war an wesentlichen Entdeckungen in der DNA-Forschung beteiligt.

Er schreibt über neuste Erkenntnisse, die zeigen, dass die von unseren Eltern ererbten Gene kein unabänderliches Schicksal sein müssen. Seite 14

Frank Urbaniok



Der Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des Kantons Zürich gehört zu den führenden forensischen Psychiatern der Schweiz.

In seinem Essay beleuchtet er, was im Kopf des mutmasslich mörderischen Co-Piloten Andreas Lubitz vorgegangen sein könnte. Seite 47



Zweites Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

Globalisierung und Sanktionen, ein zweischneidiges Schwert

Referat: Hans-Jörg Rudloff

Leitung: Wolfgang Koydl

Redaktor Weltwoche, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich

20. April 2015, 18 Uhr

Fr. 150.– / Gönner: Eintritt frei

19 Uhr Interview mit dem Referenten und offene Diskussion

Anschliessend Apéro:

Hobelkäse-Buffer mit Züpfe

Anmeldung:

info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCH



Hotelcard

Das erste Halbtax für Hotels

Mit der Hotelcard zahlen Sie in mehr als 500 Hotels nur noch die Hälfte. Weltwoche-Abonnenten erhalten das erste Hotel-Halbtax bis zum 30. November 2015 zum Sonderpreis!

Zur Auswahl stehen die schönsten Wellness-, Wintersport-, Stadt- und Familienhotels in der Schweiz und im benachbarten Ausland. Von der charmanten kleinen Herberge bis zum 5-Sternehotel ist für jeden Geschmack die passende Unterkunft dabei.

Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf www.hotelcard.ch gewünschtes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen – fertig!

Die Vorteile auf einen Blick:

- Über 500 Tophotels
- Zahlreiche 4-Sterne- und 5-Sterne-Hotels
- Hotels im Schnitt 75% der Tage zum halben Preis buchbar
- Bestpreisgarantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchen
- Kein Konsumationszwang
- Keine Mindestaufenthaltszeit



Villa Principe Leopoldo*****, Sonderangebot siehe Kasten*

Platin-Club-Spezialangebot

Hotelcard – das erste Halbtax für Hotels

Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 165.–)
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 235.–)

Angebot gültig bis 30. November 2015

* Sonderangebot

Villa Principe Leopoldo*****, Lugano, 1 Nacht in der Villa Deluxe (2 Pers.) inkl. Frühstück ab Fr. 300.– statt Fr. 600.– (pro Zimmer)

Bestellung:

Über www.hotelcard.ch/platinclub oder Telefon: 0848 711 717 (Mo–Do: 9–12 Uhr, 14–17 Uhr; Fr: 9–12 Uhr, 14–16 Uhr) mit Kennwort «Platinclub»

Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20
3600 Thun
www.hotelcard.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Ein Hoch auf die Schuldenbremse

Von Beat Gygi — Mitten im wirtschaftlichen Aufschwung stossen die Bundesfinanzen an eine definierte Grenze. Zum Glück, denn jetzt ist Sparen unumgänglich.



«Kleinere Brötchen»: Serge Gaillard.

Es wird nicht mehr so einfach sein, die Schuldenbremse einzuhalten. Wir backen künftig kleinere Brötchen.» Mit dieser Wendung hat Serge Gaillard, Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung, dieser Tage in einem Interview mit der NZZ angedeutet, dass die Führung der Bundesfinanzen schwieriger werden dürfte. Gaillards Bemerkung ist insofern nicht erstaunlich, als der Bund Anfang Jahr für 2014 überraschend ein Defizit ausweisen musste, nachdem man vorher lange mit einem Überschuss gerechnet hatte. Die Finanzfachleute standen plötzlich vor der Tatsache, dass die Einnahmen 2014 mit knapp 64 Milliarden Franken um über 2 Milliarden geringer ausgefallen waren als budgetiert. Da auch die Ausgaben unter den Erwartungen lagen, blieb das Defizit im kleineren Rahmen.

Warum aber gilt Gaillards Sorge nicht einfach einigen Einnahmen- oder Ausgabenposten, sondern der Schuldenbremse? Dieser seit 2003 bestehende Mechanismus soll eine langfristig disziplinierte Haushaltspolitik über das ganze Auf und Ab der Konjunkturschwankungen hinweg sicherstellen. Grob gesagt, sollen über die lange Frist die Ausgaben nicht stärker steigen als die Einnahmen, so dass grundsätzlich keine neuen Schulden angehäuft werden. Zudem soll der Staatshaushalt nicht schneller wachsen als das Brutto-

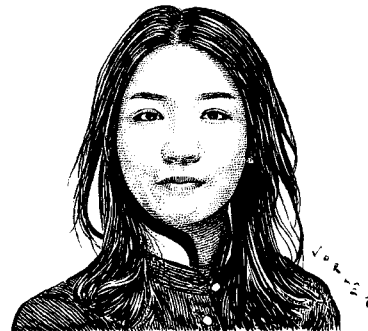
inlandprodukt. Kurzfristig gibt es immer Schwankungen in der Wirtschaft, so dass die Steuereinnahmen mal über, mal unter der Trendlinie liegen. In guten Zeiten soll deshalb eine Art statistischer Vorsprung beim Schuldenabbau angesammelt werden, von dem man in schlechteren Zeiten zehren kann. Dies erlaubt es, die Ausgaben auf einer einigermaßen stetigen Linie zu halten.

Plötzlich kein Spielraum mehr nach oben

In diesem Vorrat, dem Ausgleichskonto der Schuldenbremse, lagen Ende 2014 gut 21 Milliarden Franken; seit fast zehn Jahren ist diese Reserve Jahr für Jahr grösser geworden. Könnte der Chef der Finanzverwaltung nicht einfach gelassen mit diesem Vorrat rechnen? Nein, ein genauerer Blick auf die Einnahmenseite zeigt, dass die Zeit der Zuschüsse offenbar zu Ende ist. Jener Teil der Einnahmen, der als stetig und solid gilt, der sogenannte strukturelle Teil, bietet plötzlich keinen Spielraum mehr nach oben. Diese strukturellen Einnahmen bilden gemäss den Regeln der Schuldenbremse die Obergrenze für die Ausgaben. Es gibt zu denken, dass der Bund die Vorgaben bei den langfristig verlässlichen Einnahmen zehn Jahre lang immer übertroffen hatte, auch in den Krisenjahren, 2014 nun aber, praktisch mitten im Wirtschaftsaufschwung, fast alle verfügbaren Mittel gebraucht hat.

Vorläufig ist vor allem die Verunsicherung über die Entwicklung der Einnahmenseite gross, denn noch ist nicht richtig geklärt, worauf die über zwei Milliarden schwere Enttäuschung bei den Steuereinnahmen zurückzuführen ist. Es kann an Prognosefehlern liegen, aber vielleicht haben sich auch die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftswachstum und Steuereinnahmen geändert. Doch es wäre gefährlich, einfach an der Einnahmenseite herumzudoktern. Wenn der Bundeshaushalt nicht unsolid werden soll, ist davon auszugehen, dass der Anschlag erreicht ist und dass auf der Ausgabenseite intensiver nach Einspar- oder Dämpfungsmöglichkeiten gesucht werden muss. Längerfristig muss irgendwann ohnehin die Frage aufgebracht werden, ob der Staat überhaupt noch so rasch wachsen soll wie die Wirtschaft. Das Problem wird sein, dass die am schnellsten wachsenden Ausgabenposten, die Zahlungen in der sozialen Wohlfahrt, sich fast nicht disziplinieren lassen, da sie durch die Sozialgesetze praktisch automatisiert sind.

Die Überspringerin



Lydia Ko: Golfwunderkind.

Eine Pause von drei Wochen hat Lydia Ko, das Golfwundergirl aus Neuseeland, glatt in eine Erwachsene verwandelt. Sie trägt jetzt unter der Golfmütze eine richtige Frisur und Kontaktlinsen statt der unförmigen Brille. Am 24. April wird sie volljährig, 18, und während ihrer kurzen Auszeit vom Golfen war sie zu Besuch in ihrer ursprünglichen Heimat, in Seoul. Es ist alles rasant schnell gelaufen in ihrem Leben, seit Februar ist sie die Nummer eins der Weltrangliste, die Jüngste, die das je schaffte. Das Magazin *Time* rechnet sie bereits zu den hundert einflussreichsten Frauen der Gegenwart. Ihre Eltern wollten zunächst nach Kanada auswandern, sahen sich auch in Sydney um und blieben schliesslich in Auckland hängen. Den ersten Golfschläger nahm sie mit fünf in die Hand, als sie ihre Tante in Australien besuchte, mit acht war ihr Talent augenfällig und abschreckend für ihren ersten Golflehrer, der staunte, er wisse nicht, was er ihr beibringen könne. Obwohl Lydia fast nie im Schulzimmer sass, hat sie mehrere Klassen im Fernunterricht übersprungen, so wie sie die Weltrangliste emporhüpfte. Manche ihrer Gegnerinnen spielten schon Golf, als Lydia noch gar nicht auf der Welt war, etwa Michelle Wie, die populärste Golferin der USA, gebürtige Koreanerin wie sie, ein 1,85 Meter grosses Riesenbaby, das bereits mit sechzehn einen sagenhaften Werbevertrag von 35 Millionen Dollar erhielt und seither stehenblieb in der Entwicklung und kaum noch grosse Turniere gewinnen konnte. Ihr männliches Pendant, der Wunderknabe und Milliardenverdiener Tiger Woods, einst mit 21 die Nummer eins, ist am Ruhm buchstäblich zerbrochen und gehört mit 39 zum alten Eisen. Als Lydia nach diesen drei Wochen Ferien, einer Ewigkeit ohne Golfstress, in Kalifornien wieder den Schlagstock schwang, legte sie gleich eine Runde mit sieben Birdies hin und verblüffte auch mit einer Lebensweisheit sondergleichen: Mit dreissig, verkündete sie, werde sie sich aus der Golftour verabschieden. Während sie in Seoul urlaubte, hat sie sich an einer dortigen Elite-Universität für ein Fernstudium in Psychologie eingeschrieben. *Peter Hartmann*

Fremde Richter

Von *Philipp Gut* — Neu kommen sie auch aus Lausanne. Leidtragende sind die Tessiner.

Bisher kamen sie aus Brüssel oder Strassburg, neuerdings residieren sie auch in Lausanne: die fremden Richter. Das Bundesgericht hat mit Urteil vom 30. März 2015 einen Urnenentscheid des Tessinervolks umgestossen. Am 18. Mai 2014 sagte dieses ja zu einer Amnestie, bei der unversteuerte Gelder während zweier Jahre nachträglich legalisiert werden konnten. Mit dem Anreiz eines Nachlasses von 70 Prozent. Alle demokratischen Instanzen stimmten dem Entscheid zu: die Regierung, das Parlament und am Ende das Stimmvolk.

Die Abstimmung wurde nötig, weil die Sozialdemokratische Partei das Referendum ergriffen hatte. Die SP unterlag in der Volksabstimmung – und zeigte sich als schlechte Verliererin. Sie beschwerte sich beim Bundesgericht über das Resultat des Urnengangs.

Nun gaben die Lausanner Richter der Partei also recht, die im demokratischen Prozess unterlegen war. Eine Handvoll fremder Richter aus Lausanne hebt den Willen der Tessiner Bevölkerung auf. Die Mehrheit hat das Nachsehen, die Abstimmungsverlierer triumphieren im Gerichtssaal. Inhaltlich überzeugen die Argumente der Lausanner Fremdrichter nicht. Sie hoben die neuen Artikel im Tessiner Steuergesetz auf, weil sie nicht vereinbar seien mit dem Bundesgesetz über die Harmonisierung der Kantons- und Gemeindesteuern. Demnach darf das Tessin – und auch alle anderen Kantone – keine Rabatte bei Steuernachzahlungen anbieten. Dabei sah die Tessiner Lösung vor, dass die direkte Bundessteuer vom Nachlass ausgenommen war. Die gewährten Rabatte betrafen nur die Kantons- und Gemeindesteuern, also nur die eigenen Angelegenheiten der Tessiner. Was mischt sich der Bund da überhaupt ein? Die Verquickung von nationaler und kantonaler Ebene im Bundesgesetz erweist sich als fatal. Es fehlt nicht nur das Sensorium für die Probleme und Bedürfnisse des Grenzkantons. Es mangelt auch an Verständnis für die föderalistische Vielfalt.

Weiter argumentieren die Richter mit der Bundesverfassung. Der Grundsatz der Gleichbehandlung und der Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit werde verletzt, wenn Nachzahler bevorzugt würden. Verzichtet die Schweiz nicht absichtlich auf ein Bundesverfassungsgericht? Zählt die Finanzhoheit der Kantone und Gemeinden nicht mehr? Die Lausanner Richter manövrieren sich selbst ins Abseits, wenn sie Volksentscheide per Federstrich für null und nichtig erklären.

Verhinderin der Volksrechte

Von *Hubert Mooser* — Unter Bundeskanzlerin Corina Casanova hat sich das Öffentlichkeitsprinzip ins Gegenteil verkehrt: Zum Zweck der Verhinderung von Informationen.

Bundeskanzlerin Corina Casanova, selbstbenannte Hüterin der Volksrechte, leitet die Stabsstelle des Bundes. Eigentlich hätte ihre Behörde mit der Vorbereitung der Bundesrats-sitzungen genug Arbeit. Aber unter Casanova scheut die Bundeskanzlei (BK) keine Anstrengung, um die Regierten vor allzu grossen Einblicken in die Geschäfte der Regierenden zu bewahren. Seit 2006 gibt es zwar ein Öffentlichkeitsprinzip, das jeden Bürger dazu berechtigt, amtliche Dokumente einzusehen. Klingt gut, harzt aber in der Praxis gewaltig. Wer sich auf diesem Weg Informationen beschaffen will, braucht Geduld und starke Nerven. Das zeigt auch die jüngste Untersuchung des Berner Politologen Adrian Vatter. Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) kündigte vor Ostern an, sie wolle das Öffentlichkeitsprinzip verbessern. Vorsicht ist angebracht: Auch bei der Einführung des Öffentlichkeitsprinzips vor neun Jahren war von einer besseren Informationslage und mehr Transparenz die Rede.

Einzelne Verwaltungseinheiten wie die Bundeskanzlei haben das Öffentlichkeitsprinzip inzwischen faktisch ins Gegenteil verkehrt – zur Verhinderung von Informationen, so etwa bei Fragen zur Flugintensität der Bundesräte. Dabei fing es recht vielversprechend an. Anfang Dezember 2013 erging eine Anfrage an das Departement für auswärtige Angelegenheiten

(EDA) zur magistralen Reisetätigkeit in den Jahren 2012 und 2013. Die dafür zuständige Bundesreisezentrale ist organisatorisch dem EDA angegliedert. Die Antwort kam von der BK. Der stellvertretende Informations- und Kommunikationschef derselben, Thomas Abegglen, versprach rasche Antwort. Vor dem Jahresende folgte prompt ein Update: Das Zusammenstellen der Daten brauche mehr Zeit als angenommen, meldete der BK-Mitarbeiter. Mit keiner Silbe erwähnte er, dass die Kommunikation der bundesrätlichen Flugdaten heikel sei. Im Gegenteil: Es tönte so, als würde Abegglen in den kommenden Wochen die Anfrage beantworten können.

Heikler Trip zu Schwarzenegger

Danach hörte man nichts mehr. Abegglen reagierte auch nicht auf E-Mails. Inzwischen war es Juli 2014 geworden, also versuchte man es beim Vorgesetzten. Und nun nahm die Geschichte eine unerwartete Wendung. Abegglen schrieb sofort zurück, er habe auf die E-Mails sehr wohl geantwortet – an die E-Mail-Adresse des vorherigen Arbeitgebers. Die BK sei über den Stellenwechsel nicht informiert gewesen. Dumm nur, dass die ersten vier Anfragen über eine private E-Mail-Adresse erfolgt waren. Aber es kam noch besser: Nun berichtete der Vizeinformatikchef der Bundeskanzlei, ein anderes Medium habe per Öffentlichkeitsprinzip Einblick in die Flugreisen der Bundesräte verlangt. Ein Schlichtungsverfahren sei im Gange. Bevor dieses abgeschlossen sei, könne man keine Auskunft erteilen. Erneute Funkstille. Im März 2015 folgt der nächste Versuch. Abegglen reagiert für einmal schnell: «Wir haben Ihnen am 30. Juli 2014 mitgeteilt, es sei ein BGÖ-Verfahren betreffend Bundesratsreisen mit dem Lufttransportdienst des Bundes hängig.» Das damals erwähnte Schlichtungsverfahren sei immer noch nicht abgeschlossen. Mit anderen Worten: Das Schlichtungsverfahren dauert seit mindestens acht Monaten an. Und es dient obendrein als Vorwand, um eine frühere Anfrage nicht zu beantworten. Zufall? 2013 machte die *Sonntagszeitung* publik, dass Abegglen's Chef, Bundeskanzlerin Corina Casanova, 2010 für einen 32-Minuten-Vortrag und ein Treffen mit Gouverneur Arnold Schwarzenegger für fünf Tage nach Kalifornien gereist war. Die Reise soll gegen 40 000 Franken gekostet haben. Dies alarmierte auch das Parlament. Solche Schlagzeilen will Casanova wohl nicht mehr lesen und sperrt die Informationen.



Erneute Funkstille: Bundeskanzlerin Casanova.

Putin prescht zum Pol

Von Urs Gehriger — Mit Zement und Raketen läutet Russland eine neue Runde im Wettrennen um die Bodenschätze der Arktis ein. Derweil brütet die Diplomatie.



Mit aggressiver Entschlossenheit: russischer Präsident Putin in einem Erkundungs-U-Boot.

Diesen Freitag geht in Franz-Joseph-Land die Sonne auf. Seit sieben Monaten herrscht auf der nördlichsten Landmasse Eurasiens finstere Nacht. Noch vor der Dämmerung hat Russlands Präsident Putin am Montag dort Baumaterial für eine Marineanlage deponieren lassen. Ausserdem habe der Kreml in der arktischen Einöde Abwehr ракетensysteme vom Typ Panzir stationiert, teilte Generalmajor Kirill Makarow Moskauer Medien mit.

Kanonen am Ende der Welt? Freilich! Im arktischen Becken schlummert ein Reichtum unerhörten Ausmasses. Bis zu einem Viertel aller globalen Rohstoffe – Erdöl, Gas, Gold – wird unter dem Eispanzer vermutet.

Im Trubel um den iranischen Atom-Poker und Germanwings-Kamikaze Lubitz schenken Medien der jüngsten Aufrüstungsvolte Russlands kaum Beachtung. Ebenso wenig wie dem überraschend anberaumten Grossmanöver der russischen Nordmeerflotte Mitte März unter Beteiligung von 38 000 Soldaten, 110 Flugzeugen, 41 Kriegsschiffen und 15 Unterseebooten.

Wird die Arktis zur neuen Krim? Polarstrategien wiegeln ab. Souveränität über Meeresboden sei militärisch schwieriger zu erlangen als über Landmassen. Ausserdem sei der rechtliche Status der Arktis ungeklärt. Bis jetzt zählt der Meeresboden um den Nordpol zum sogenannten gemeinsamen Erbe der Menschheit.

Neben Russland fetzen sich auch die Arktis-Anrainer Dänemark, Kanada, Norwegen und

die USA um den Schatz unter Packeis. Über ihre Ansprüche sitzt in New York die Uno-Kommission zur Begrenzung des Festlandsockels zu Rate. Da die Schlichtung voraussichtlich ein Jahrzehnt dauern wird, schreiten die Rivalen schon mal zur Tat. Kanada macht seine Marineboote für das Eismeer tauglich, Norwegen hat ein topmodernes Aufklärungsschiff in Betrieb genommen. Doch niemand forciert das Rennen zum Nordpol mit ähnlich aggressiver Entschlossenheit wie Putin.

Unvergesslich der Coup, als Moskau 2007 mittels eines ferngesteuerten U-Boots eine russische Trikolore aus Titan unter dem Nordpol in den Meeresboden rammte. Russland behauptet, sein Festlandsockel unter Wasser reiche so weit in die Arktis, dass es den Nordpol beanspruchen dürfe. Um den Anspruch zu untermauern, lässt Putin alte Luftwaffenstützpunkte im Norden reaktivieren und stationiert Raketen, die Atomwaffen tragen können. Für die russische Kriegsmarine habe die Arktis bis 2030 höchste Priorität, verkündete Flottenchef Tschirkow im Dezember. Ausserdem, so teilt die Generalität nun mit, werde man im Nordpolarmeer ein militärisches Frühwarnsystem errichten und Kampfjets des Typs MiG-31 verlegen. Doch Russland plane keine Militarisierung der Arktis, liess sich Putin vernehmen. Man unternehme bloss die nötigen Schritte zum «Schutz der Nordflanke».

Ein Schuft, wer dabei Böses denkt.

Neger

Von Max Wey — Der neue Mann an der Spitze von Credit Suisse ist ein Schwarzer auf Zeit.

Mit der Wahl von Tidjane Thiam sei nun erstmals ein Neger oberster Chef von Credit Suisse, meldete eine Zeitung. Nein, das N-Wort hat natürlich keine Zeitung gebraucht. Der Duden meint, «Neger» sei diskriminierend; die Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus hält den Begriff für abwertend. «Neger» ist in der Tat zum Schimpfwort verkommen. Man kann das bedauern, hat das Wort seinen Ursprung doch im lateinischen «niger», was nichts anderes als «schwarz» bedeutet. Die Hautfarbe des neuen CS-Chefs war kaum ein Thema. Herr Thiam war ja auch überall abgebildet. Nüchtern wurde vermeldet, Tidjane Thiam sei der erste Schwarze an der Spitze einer Schweizer Bank. Vereinzelt wurden Adjektive wie «farbig» oder «dunkelhäutig» verwendet, beides Attribute, die, ach, auch schon ein Geschmäcke haben.

Monsieur Thiam *lui-même* hat festgestellt, er sei schwarz, Afrikaner, frankophon. Da hat er aber Glück gehabt, dass er das passende deutsche Wort erwischt hat. Man stelle sich vor, seine Wortwahl wäre unglücklich gewesen und er hätte, kaum in der Schweiz, vor der Antirassismuskommission antraben müssen. Tidjane Thiam ist also ein Schwarzer. Ein Schwarzer auf Zeit. Wie lange wird es gehen, bis auch dieses Wort in Verruf geraten wird? Wir wagen keine Prognose. Dann, Leute, haben wir ein Problem.

Wir halten noch einmal fest: «Neger» ist ein Pfui-Wort. Nie mehr werden wir uns gestatten, darauf hinzuweisen, dass «Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie» ein Palindrom (vor- wie rückwärts lesbar) ist. Das Zürcher Niederdorf ein Negerdörfli? Bewahre, früher wurde es aber so bezeichnet. Redensarten wie «toben wie zehn nackte Neger im Schnee» (Heinz Küpper: «Wörterbuch der deutschen Umgangssprache») löschen wir aus unserem Gedächtnis.

Wir wollen politisch korrekt sein, wie es die Väter waren. Aber der Hinweis sei gestattet, dass hier auch eine gute Portion Heuchelei mit im Spiel ist. Die Schriftstellerin Donna Leon hat es schon 1998 in einem *Weltwoche*-Essay – es ging um das «Nigger»-Wort – auf den Punkt gebracht: «Schlimmer ist aber, dass solche sprachlichen Manipulationen der Sprache den Leuten das Gefühl vermitteln, schon tugendhaft zu sein, weil sie etwas nicht sagen.»

Tidjane Thiam wünschen wir viel Erfolg. Gewichtigere Probleme werden ihn beschäftigen. Nicht auszuschliessen ist, dass, wenn er dereinst seinen Dienst quittiert, es heissen wird: «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.»

Personenkontrolle

**Hess, Hugi, Wyss, Wagner,
Grunder, Noser, Loretan,
Loeb, Furrer, Blocher,
Strahm, Maissen,
Holenstein, Hubacher,
Noser, Fehr, Affentranger,
Spiess-Hegglin, Hürlimann,
Berdimuhamedow**

Das flamboyante Berner PR-Büro Furrer Hugi, dem BDP-Nationalrat **Lorenz Hess** als «advisor» angehört, ist strategisch positioniert im Mittelpunkt des Berner Getümmels: direkt am Bahnhof im Gebäude des Warenhauses Loeb. Die Agentur wird ab Juni voraussichtlich die Öffentlichkeitsarbeit des neugegründeten Vereins «Vorteil Schweiz» übernehmen, einer «Kampftruppe gegen Blocher» (*Sonntagszeitung*). Dies bestätigt Agentur-Partner **Andreas Hugi** auf Anfrage. Finanziert wird die Gegenbewegung zu Blochers EU-No von zwei schwerreichen Schweizern mit Migrationshintergrund: dem Milliardär **Hansjörg Wyss** mit Erstwohnsitz in den USA und dem aus Deutschland stammenden Multimillionär **Jobst Wagner**. Mangelnde politische Ortskenntnis drückt sich in der Auswahl der politischen Galionsfigur für die neue Gruppierung aus: Es handelt sich dabei ausgerechnet um alt BDP-Präsident **Hans Grunder**, dessen Partei bei den Wahlen im Herbst um das politische Überleben kämpft. Weiter mit von der Partie ist Nationalrat **Ruedi Noser** (FDP), der seinen Zürcher Ständeratswahlkampf ebenfalls der Berner Agentur Furrer Hugi anvertraut hat. Ferner auf dem Schild von «Vorteil Schweiz»: SRG-Präsident **Raymond Loretan** (CVP) und **Nicole Loeb Furrer**, die Ehefrau von Furrer-Hugi-Partner **Lorenz Furrer** und – man ahnt es – Erbin der Warenhaus-Dynastie Loeb. (fsc)

Als neue Gruppierung hat «Vorteil Schweiz» in der Sonntagspresse einige Aufmerksamkeit erhalten, aber am Dienstag war der Glanz offenbar schon wieder weg. In der Pendlerzeitung *20 Minuten* wird die Nachricht kurz aufgenommen unter dem Titel: «Neuer Verein tritt gegen Blocher an». Zuvorderst im sechzehnzeiligen Text kommen allerdings nicht die Gegner, sondern alt SVP-Bundesrat **Christoph Blocher** und das «EU-No»-Komitee zur Sprache. Das Bild, das quasi als Blickfang für die Leser gedacht ist, zeigt ebenfalls Blocher. Er scheint bezüglich Themensetzung und Aufmachung selbst dann im Vordergrund zu stehen, wenn es inhaltlich eigentlich um Bewegungen auf der Gegenseite geht. In ähnliche Richtung weist ein Artikel des ehemaligen Nationalrats und Preisüberwachers **Rudolf Strahm** im *Tages-Anzeiger*.



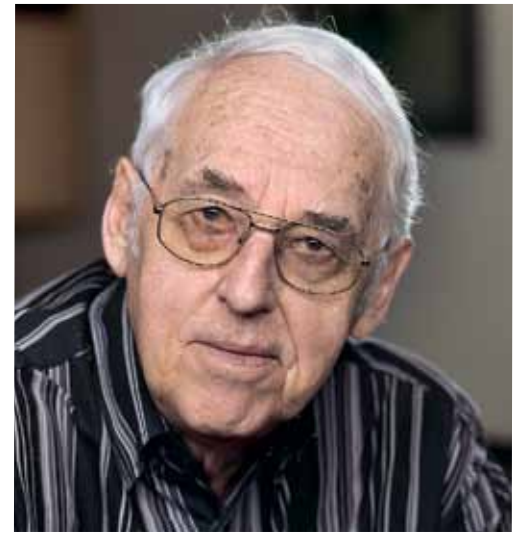
Erstwohnsitz in den USA: Milliardär Wyss.



Takt und Kampfterrain: alt Bundesrat Blocher.

Unter der Überschrift «Kulturkampf in der Blocher-Falle» beschreibt er die gegenwärtige Auseinandersetzung um die Deutung der Schweizer Geschichte. Die Historiker **Thomas Maissen** und **André Holenstein** bemühten sich laut Strahm zu Recht, aber mit unsicherem Erfolg, mit bestimmten Mythen aufzuräumen. «Herausragend am Kulturkampf des Jahres 2015 und der vorangehenden Jahre», so Strahm, sei aber, «dass der Takt und das Kampfterrain fast ausschliesslich von Christoph Blocher vorgegeben wurden.» (gy)

Unter dem Titel «Haarsträubende Fehlprognosen» erinnert **Helmut Hubacher** in der *Schweizer Illustrierten* an die Besetzung des AKW-Geländes in Kaiseraugst vor vierzig Jahren und jammert über angeblich nicht eingehaltene Versprechen der Atomindustrie. «Wir wurden verschaukelt», beklagt sich der frühere Präsident der SP Schweiz. Unter anderem gebe es auch heute noch kein Endlager, obwohl es damals versprochen worden sei. Allerdings ist in erster Linie die heftige Gegenwehr aus Hubachers eigenen Kreisen schuld daran, dass heute noch kein Standort für radioaktive Abfälle bestimmt ist. Hubacher suggeriert



Akt der Demokratie? SP-Legende Hubacher.



140 Zeichen: Nationalrat Noser.



Überraschung: Kantonsrätin Spiess-Hegglin.

aber, die damalige Besetzung sei ein Akt der Demokratie gewesen. Er habe seinerzeit dem federführenden Bundesrat und Parteigenossen Ritschard telefoniert und ihm gesagt: «Willi, jetzt regiert in Kaiseraugst das Volk.» Vier Jahre nach der Besetzung des AKW-Geländes wurde der Ausstieg aus der Atomenergie jedoch an der Urne abgelehnt. Die Besetzer in Kaiseraugst repräsentierten also keinesfalls «das Volk». Der Titel «Haarsträubende Fehleinschätzungen» würde wohl besser zu Hubachers Kolumne passen. (are)

Manchmal fördert Twitter Aussagen zutage, die in einem autorisierten Interview schwerlich überleben würden. Ihr wirtschaftspolitisches Credo auf das Maximum von 140 Zeichen reduziert, haben über Ostern die Nationalräte **Ruedi Noser** (FDP) und **Jacqueline Fehr** (SP). Fehr, die sich derzeit um einen Sitz im Zürcher Regierungsrat bewirbt, wobei



Makellos: Staatspräsident Berdimuhamedow.

sie von Noser und von Implenia-Chef **Anton Affentranger** unterstützt wird, liess sich vernehmen: «Ohne staatliche Investitionen in Infrastrukturen wären wir mausearm.» Ruedi Noser, der sich im Herbst um einen Sitz im Ständerat bewirbt, versuchte seine Kenntnisse des liberalen Ökonomen **Friedrich August von Hayek** (1899–1992) auf die bilateralen Verträge der Schweiz mit der EU anzuwenden. Der FDP-Politiker verstieg sich dazu, den Staatskeptiker Hayek zum geistigen Architekten der Europäischen Union auszurufen: «Hayek plädiert für einen Zusammenschluss der Nationalstaaten in einem Bundesstaat.» Es steht zu erwarten, dass Jacqueline Fehr im Ständeratswahlkampf die Unterstützung von Noser dankend erwidern wird. (fsc)

Jolanda Spiess-Hegglin, Kantonsrätin der Alternativ-Grünen und Hauptfigur des sogenannten Zuger Sexskandals, hat den Tritt seit der vorweihnachtlichen Affäre mit ihrem SVP-Antipoden **Markus Hürlimann** auch politisch noch nicht gefunden. Wie wir in diesen Spalten berichteten, stimmte sie in der vielleicht wichtigsten Abstimmung der Saison, zum Projekt «Stadttunnel», anders ab, als sie es vorher angekündigt hatte, zur Überraschung von Freund und Feind. An der letzten Kantonsratssitzung fehlte sie nun sogar ganz. (gut)

Die zentralasiatische Republik Turkmenistan ist sportlich bisher nicht besonders hervorgetreten. Das hindert Staatspräsident **Gurbanguly Berdimuhamedow** nicht, sein Land als möglichen Austragungsort internationaler Sportereignisse ins Gespräch zu bringen. Ein fünf Milliarden Dollar teurer «Olympia-Komplex» in der Hauptstadt Ashgabat wird 2017 aber vorerst nur die «Asian Indoor and Martial Arts Games» beherbergen. Derweil legt sich der gelernte Zahnarzt Berdimuhamedow persönlich ins Zeug, um seine unsportlichen Landsleute zu motivieren. Der Sportpalast ist tapeziert mit Fotos, die den 57-jährigen bei der Ausübung eines jeden erdenklichen Sportes zeigen. Was Beobachter am meisten beeindruckt: Egal, ob er Basketbälle wirft, Gewichte stemmt oder einen wilden Hengst zureitet – die Frisur sitzt immer makellos, und kein Schweisstropfen verunstaltet das Gesicht. (ky)

Nachruf



Alle Herzlichkeit der Welt: Gnädinger.

Mathias Gnädinger (1941–2015) — In natura war er noch imposanter als auf der Leinwand. Zum ersten Mal sah ich ihn an der Leseprobe von «Lieber Brad», zu dem ich das Drehbuch geschrieben hatte. Regie und Produktion hatten ihn für die Hauptrolle gewonnen. Mich ängstigte die Wucht seines Körpers, sein Misstrauen galt dem Papier. Die Dialoge lägen ihm nicht auf der Zunge, sagte er und kündigte an, sie umzuschreiben. Einem Gnädinger zu widersprechen, traute ich mich nicht. Er hatte in Meilensteinen des Schweizer Films gespielt, in «Das Boot ist voll», «Leo Sonnyboy» und dem Oscar-prämierten «Reise der Hoffnung». Ich hatte nichts vorzuweisen ausser dieser einen Geschichte. Ich schluckte meinen Ärger. Als wir uns wiedersahen, sagte er in seinem unnachahmlichen Schaffhauser Dialekt: «Ich habe deine Dialoge umgeschrieben und weiter umgeschrieben, bis ich am Ende wieder bei deinen Sätzen angelangt war. Da wusste ich: Die Kleine hat sich das alles schon vor mir überlegt.» Daraufhin spielte er seine Filmrolle, ohne auch nur ein einziges Wort zu verändern. Rechthaberei war nicht seine Bühne.

In den folgenden Jahren beobachtete ich, wie virtuos er seinen Körper inszenierte, der mal nackt und schutzlos einem Liebenden gehörte, mal kindlich und unbekümmert um Schulbänke rannte. Er war sogar als Transvestit in einer Komödie vorgesehen, leider kam der Film nicht zustande. Sein Leib stand, von Eitelkeit unberührt, ganz im Dienste seiner Rollen. Ein grosser, schöner Körper, in dem alle Herzlichkeit der Welt wohnte. Danke für alles. *Güzin Kar*

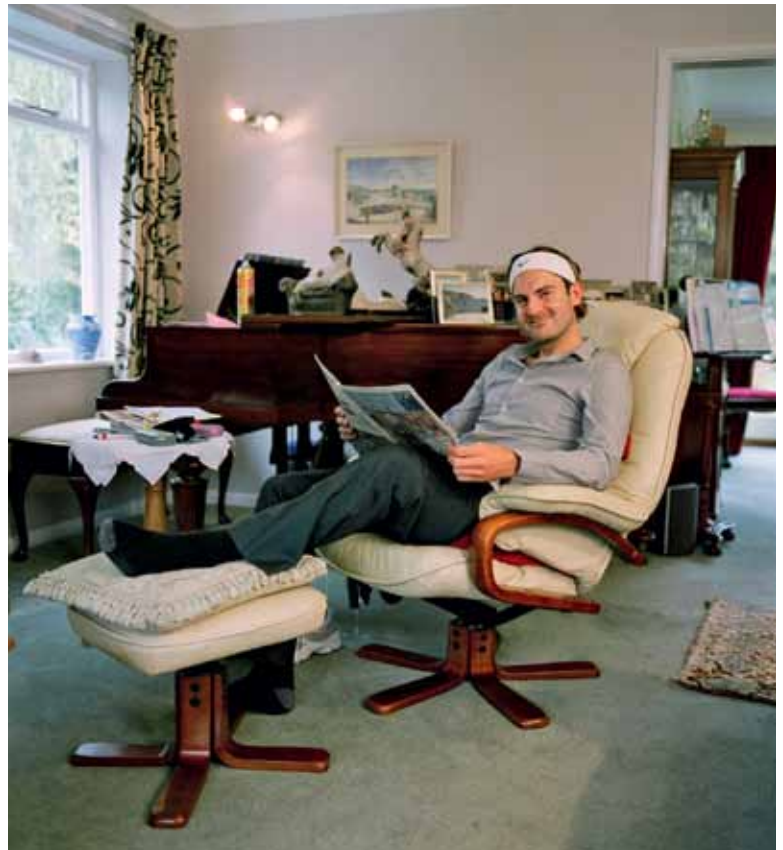


«Wir müssen heiraten!»: Cynthia Lennon.

Cynthia Lennon (1939–2015) — Sie war die Blonde des Studiengangs, unnahbar, nordisch unterkühlt – umwerfend sexy. Es war die Aura einer höheren Tochter, die sie unwiderstehlich machte, besonders für den ungestümen Rabauken John Lennon, dem sie verstohlen ihre Buntstifte reichte, wenn er die mal wieder vergessen hatte. Im Kunststudium war Cynthia Powell eine Leuchte, und natürlich war Lennon zugleich angezogen und abgestossen. «Quiet please! No dirty jokes; it's Cynthia», krakeelte John mit unverhohlener Häme, wenn sie sich näherte. Irgendwann hatte er sie dann doch von seinen Qualitäten überzeugt, und sehr bald wurde sie schwanger mit Julian, der später auch mal für kurze Zeit ein Popstar werden sollte («Too Late for Goodbyes»). «Es bleibt nur eins, Cyn», entschied der 18-jährige Lennon knapp, «wir müssen heiraten!» Irgendwann später, als die Lennons mit den Beatles und ihren Frauen die Reise nach Indien zu dem Meditationsguru Maharishi vorbereiteten, fand Cynthia Lennon die Liebesbriefe von Yoko Ono, einer «verrückten Künstlerin» (John Lennon), die, so der Gatte, gesponsert werden wollte. Kurz nach dem Indientrip kam die kurze Ehe zu ihrem Ende. Nur ein musikalischer Fussabdruck blieb übrig: «Hey Jude» – die bis dahin längste Pop-Ballade in den internationalen Charts – wurde wenig später von Paul McCartney zum Trost von Julian komponiert, nachdem er Mutter und Sohn besucht hatte. Cynthia Lennon heiratete noch mehrere Male, nahm aber schon in den neunziger Jahren den Namen Lennon wieder an. Sie starb am 1. April auf Mallorca an Krebs. *Thomas Woerdehoff*

Gene sind nicht Schicksal

Von *Gottfried Schatz* — Ist der Mensch nur eine biochemische Maschine? Jüngste Forschungsergebnisse zeigen, dass die Umwelt und sogar wir selber unser Erbgut verändern.



Selbst eineiige Zwillinge sind einmalig: Doubles von Liza Minnelli, Bono, Königin Elisabeth II., Roger Federer.

«Wissenschaft ist eine Kerze im Dunkel einer von Dämonen besessenen Welt.» Selten hat ein Wissenschaftler seine Zunft mit so bewegenden Worten besungen wie der 1996 verstorbene Astronom Carl Sagan. Auch wenn das Licht dieser Kerze oft nur schwach scheint, so hat es uns dennoch vom Dunkel grundloser Ängste, unsinnigen Aberglaubens und überlieferter Vorurteile befreit. Kein Zweig der Wissenschaft hat diese befreiende Kraft so eindrücklich bewiesen wie die Biologie. Sie ist die Wissenschaft über uns selbst und vermochte uns präzise und wissenschaftlich fundierte Antworten auf die uralten Fragen «Woher kommen wir?», «Wer sind wir?» und «Wie unterscheiden wir uns vom Tier?» zu geben.

Die beunruhigende Frage, ob wir Menschen nur biochemische Maschinen sind, die unerbittlich von Genen gesteuert werden, ist allerdings noch offen. Je mehr wir über die molekularen Vorgänge bei unserer Entwicklung lernten, desto zwingender schien der Schluss, dass wir präzisen genetischen Programmen unterworfen sind, die unser Handeln von der Geburt bis zum Tode bestimmen. Diese philosophische Kränkung verweigert uns Freiheit, Individualität und persönliche Verantwortung. Nun zeigt es sich jedoch, dass der Steuerung durch unsere Gene Grenzen gesetzt sind. Erstens können die Umwelt und sogar wir selber unsere Gene verändern. Zweitens vermögen zufällige chemische Schwankungen in unseren Zellen die Befehle der Gene zu unterlaufen und unsere körperliche und geistige Entwicklung langfristig mitzuprägen. Und drittens dürfte die schier unvorstellbare Komplexität unseres Körpers es grundsätzlich unmöglich machen, unser Verhalten mit letzter Präzision zu steuern.

Spannende Epigenetik

Vor einigen Jahrzehnten begannen Biologen daran zu zweifeln, dass Gene unser Schicksal sind. Warum sind eineiige Zwillinge, die der gleichen befruchteten Eizelle entstammen und somit praktisch die gleichen Gene besitzen, nicht völlig gleich? Warum leidet manchmal nur einer der beiden an einer Krankheit? Und warum werden diese Zwillinge mit zunehmendem Alter immer verschiedener? Zunächst begnügte man sich mit der Erklärung, dass die Umwelt zwar nicht die Gene, wohl aber deren Wirkungsweise verändern kann.

Die Wahrheit ist jedoch vielschichtiger – und grossartiger. Unsere Erbinformation ist bekanntlich in einer linearen chemischen Buchstabenschrift in fadenförmigen Riesemolekülen – der DNA – niedergeschrieben. Diese Schrift verwendet vier chemische Bausteine, welche die Rolle von Buchstaben übernehmen. Ihre Reihenfolge im DNA-Faden legt die Baupläne für unsere Proteine und andere Zellbestandteile sowie die Programme für deren Zusammenbau fest. Eine klassische

Mutation verändert die Reihenfolge der Buchstaben in der DNA; erfolgt dies in einer Ei- oder Samenzelle, wird die Mutation an die Nachkommen vererbt. Solche Mutationen ereignen sich jedoch relativ selten, so dass es unwahrscheinlich ist, dass sie im Verlauf eines Menschenlebens ein bestimmtes Gen einer Ei- oder Samenzelle verändern.

Gene werden aber auch durch die Umwelt oder unseren Lebenswandel verändert – und dies viel häufiger als durch klassische Mutationen. Dabei verändert sich nicht die Reihenfolge der Gen-Buchstaben, sondern nur der chemische Charakter einzelner Buchstaben: Die Buchstaben werden mit einem kleinen Gebilde aus drei Wasserstoffatomen und einem Kohlenstoffatom – einer sogenannten Methylgruppe – markiert. Diese «epigenetische» Markierung lockt Proteine aus der Zelle an, welche die Funktion des markierten Genabschnitts hemmen oder ganz stilllegen.

Der Unterschied zwischen einer klassischen Mutation und einer epigenetischen Markierung wird aus einem Beispiel ersichtlich, in

Eine Maus vererbt ihre erworbene Furchtreaktion an ihre Nachkommen.

dem die vier Gen-Buchstaben durch die vier Buchstaben A, D, L und N unseres Alphabets ersetzt sind. Das sinnergebende Wort LAND würde in einer Mutation zu einer sinnlosen Buchstabenfolge wie LLND oder LAD, in einer epigenetischen Markierung jedoch zu LÄND – der Buchstabe A wird nicht gegen einen anderen ausgetauscht oder entfernt, sondern durch das Umlautzeichen (die Methylgruppe) markiert.

Teilt sich eine Zelle, gibt sie die markierten Gen-Buchstaben an die Gene der Tochterzellen weiter. Wir wissen noch nicht, wie diese Markierungen ausgelöst und gesteuert werden, können sie jedoch durch eine bestimmte Diät fördern oder durch ein Antibiotikum teilweise wieder löschen. In den letzten Jahren haben Forscher noch andere epigenetische Markierungen entdeckt, die nicht die DNA, sondern die Proteine markieren, mit denen die DNA in den Chromosomen verpackt ist. Epigenetik ist derzeit einer der spannendsten und stürmischsten Forschungsbereiche der Biologie.

Die meisten epigenetischen Markierungen werden bei der Befruchtung einer Eizelle wieder gelöscht, so dass die Gene der befruchteten Eizelle jederzeit bereit sind, ihre Wirkung zu entfalten. Entwickeln sich dann aus dem befruchteten Ei verschiedenartige Zelltypen, so markieren sie ihre Gene nach einem internen Programm, damit ein Gen nicht zur falschen Zeit oder am falschen Ort aktiv wird und die Entwicklung stört. Diese Markierungen set-

zen sich selbst in einem erwachsenen Menschen fort, werden dann aber nicht nur durch zellinterne Programme, sondern auch durch äussere Einflüsse ausgelöst. Essgewohnheiten, Drogen, psychische Belastung, Wechselwirkung mit anderen Menschen – sie alle können ihre epigenetischen Spuren in unseren Genen hinterlassen. In einer normalen Körperzelle verlöschen sie mit dem Tod der Zelle oder des Individuums; auch in einer Ei- oder Samenzelle verschwinden die meisten von ihnen, wie bereits erwähnt, bei der Befruchtung.

Versuch mit Duftstoff

Manche bleiben jedoch bestehen, so dass das befruchtete Ei immer noch einige Erinnerungen an das bewahrt, was vorher war. So kann es Eigenschaften, welche die Eltern im Verlauf ihres Lebens erwarben, an das neue Lebewesen und dessen Nachkommen weitergeben. Der französische Biologe Jean-Baptiste de Lamarck (1744–1829) hatte bereits vor zweihundert Jahren vorgeschlagen, dass während eines Lebens erworbene Eigenschaften erblich sein können. Die von Charles Darwin (1809–1882) und Alfred Russel Wallace (1823–1913) im Jahre 1858 vorgestellte Theorie der Evolution durch natürliche Zuchtwahl drängte Lamarcks Idee dann in den Hintergrund. Die Natur kümmert sich jedoch nicht um Theorien, sondern benutzt beide Wege, um Lebewesen an ihre Umwelt anzupassen.

Kürzlich entdeckten Forscher ein besonders dramatisches Beispiel einer epigenetischen Vererbung. Versetzt man einem Mäuseweibchen einen leichten Elektroschock, dann zuckt es zusammen. Es tut dies natürlich auch, wenn es gleichzeitig einen bestimmten Duftstoff zu riechen bekommt. Nach mehrmaliger Wiederholung dieses Versuchs zuckt die Maus auch dann zusammen, wenn sie nur den Duftstoff riecht. Sie vererbt diese erworbene Furchtreaktion an die Nachkommen, selbst wenn diese weder den Duftstoff gerochen noch einen Elektroschock erlitten hatten. Die Vererbung an die Nachkommen findet selbst dann statt, wenn man diese von unbehandelten Leihmüttern aufziehen lässt oder durch In-vitro-Befruchtung zeugt und dann in einer Leihmutter heranwachsen lässt. Diese Versuche lassen sich so verlässlich reproduzieren, dass es sich nicht um eine klassische Mutation handeln kann, die zufällig und sehr selten erfolgt. Dennoch dürfte das Erbmaterial DNA daran beteiligt sein, da bei dieser Vererbung die Gene epigenetisch markiert werden, welche die Erkennung von Duftstoffen steuern. Allerdings rätseln die Forscher noch, wie eine erworbene Furchtreaktion die Gene einer Eizelle epigenetisch verändern kann.

Aber auch zufällige und nicht vorhersagbare chemische Reaktionen in unseren Zellen könnten uns vor einer genetischen Versklavung befreien. Der Physiker Erwin Schrödin-

ger (1887–1961) vermutete wahrscheinlich als Erster, dass nicht vorhersagbare chemische Zufallsreaktionen einzelner Schlüssel-moleküle in unseren Zellen sich wegen des hierarchischen Aufbaus lebender Materie auf den ganzen Organismus übertragen und diesen zumindest zum Teil nicht vorhersagbar machen könnten. In der Tat sind viele Proteine, die Gene lesen oder Umweltreize wahrnehmen, in unseren Zellen in so geringer Stückzahl vorhanden, dass ihre chemischen Reaktionen nicht mehr den strengen Gesetzen der klassischen Chemie, sondern dem Zufall gehorchen.

Chemische Zufälle

Eine Lebensversicherung ist dafür ein gutes Beispiel. Für eine Millionenstadt kann sie ziemlich genau vorhersagen, wie viele Menschen im nächsten Jahr sterben werden. Für eine Schulklasse kann sie dies jedoch nicht; das Resultat unterliegt dem Zufall. Unsere Zellen können solche Zufallsreaktionen lawinenartig verstärken und unwiderruflich machen, so dass sie die Entwicklung und das Verhalten eines Organismus langfristig prägen.

Eine Balkenwaage möge dies erläutern. Wenn man ihre zwei Waagschalen durch zwei gleich schwere, mit einem Schlauch verbundene Wasserflaschen ersetzt, so ist die Waage im Gleichgewicht. Bläst jedoch ein zufälliger Windstoss eine der beiden Flaschen kurz leicht hoch, gibt diese sofort Wasser an die andere Flasche ab, so dass diese immer schneller und schliesslich für immer absinkt. Die zufällige Schwankung führt zu einem stabilen Ungleichgewicht und damit zu einem irreversiblen, nicht vorhersagbaren Resultat.

Solche fixierten zufälligen Reaktionen von Proteinen, welche die in Genen schlummernde Information abrufen, führen dazu, dass eine wachsende Bakterienkolonie stets auch einige nicht wachsende Zellen enthält, die sich fast so inaktiv wie Sporen verhalten. Ein Antibiotikum wie Penicillin, das nur wachsende Bakterien tötet, hinterlässt deshalb stets einige überlebende Bakterien. Chemische Zufälle beeinflussen auch die Entwicklung komplexer Lebewesen. Züchtet man genetisch identische Flachwürmer unter genau gleichen Bedingun-

Unsere Körperzellen können theoretisch bis zu 75 000 verschiedene Proteine herstellen.

gen, sollten alle Würmer identisch sein. Dies ist jedoch nicht der Fall: Sie reagieren verschieden empfindlich auf Hitze oder Gifte und leben auch verschieden lang. Chemische Zufallsreaktionen steuern auch die Entwicklung der Geruchssensoren in der Nasenschleimhaut oder die der Farbsensoren in der Netzhaut unserer Augen.

Diese faszinierenden Beobachtungen deuten darauf hin, dass chemische Zufälle gewisse Eigenschaften und Verhaltensweisen eines Lebewesens entscheidend mitprägen. Um Chaos zu vermeiden, setzen Lebewesen molekulare Dämpfer ein, die dieses zufällige «Rauschen» unterdrücken, so dass die Entwicklung eines Lebewesens meist in geordneten Bahnen verläuft. Manchmal jedoch setzen Zellen diese Dämpfer ausser Kraft, um aus ein und derselben DNA verschiedene Varianten eines Lebewesens hervorzuzubereiten.

Epigenetische Markierungen und molekulare Zufälle sind nicht unsere einzige Verteidigung gegen eine strikte Bestimmung unseres Schicksals durch unsere Gene. Ein weiterer Schutz könnte die Komplexität unseres Körpers sein. Die moderne Biologie hat gezeigt, dass lebende Materie die komplexeste Materieform ist, die wir bisher im Universum gefunden haben.

Die Komplexität eines Objekts ist ein Mass für die Menge an Information, die das Objekt vollständig beschreibt. Die immense Information für den Bau unseres Körpers ist, wie bereits erwähnt, in unserer DNA gespeichert. Die DNA einer menschlichen Körperzelle enthält 6400 Millionen chemische Buchstaben, die in gedruckter Form eine hundert Meter lange Bücherreihe ergäben. Da wir die Reihenfolge aller Buchstaben in unserer DNA kennen, können wir sie vollständig lesen. Leider verstehen wir jedoch nur einige wenige Prozente dessen, was wir lesen. Am besten verstehen wir die etwa 25 000 Abschnitte am DNA-Faden, die den Bauplan für ein bestimmtes Protein tragen. Wir nennen diese Abschnitte «Gene». Zwischen den Genen erstrecken sich endlos lange Buchstabenfolgen, die mehr als 95 Prozent unserer DNA ausmachen und keine für uns erkennbare Information tragen.

Von jedem Gen zwei Kopien

Damit ist aber die Komplexität unserer DNA noch bei weitem nicht erschöpft. Eine menschliche Körperzelle enthält von jedem Gen zwei Kopien, eine von der Mutter und eine vom Vater. Diese Kopien sind meist nicht völlig identisch, wobei jeder Unterschied die Eigenschaften des von diesem Gen programmierten Proteins verändern kann. Unsere Körperzellen könnten somit theoretisch bis zu 50 000 verschiedene Proteine herstellen.

Doch damit nicht genug. Unsere Zellen können Gene auf verschiedene Weise lesen. Sie können sie vom Anfang bis zum Ende lesen oder in der Mitte aufhören oder erst in der Mitte zu lesen beginnen oder nur einzelne Abschnitte lesen und die gelesenen Teile dann zu einer zusammenhängenden Botschaft zusammenfügen. Noch dazu könnten einige besondere Gene theoretisch bis zu 70 000 verschiedene Proteine produzieren. Schliesslich liefern uns unsere Immunzellen eine praktisch un-

endliche Zahl verschiedener Immunproteine, indem sie einige ihrer Gene wie in einem Legospiel umarrangieren oder in ihnen einzelne Buchstaben austauschen. Wir können die meisten dieser Vorgänge aus unserer DNA noch nicht ablesen und wissen daher noch nicht, wie viele verschiedene Proteine unser Körper herstellen kann. Es könnten weit mehr als 100 000 sein.

Das Privileg unserer Existenz

Ein menschlicher Körper ist so komplex, dass er vielleicht Gesetzmässigkeiten unterliegt, die wir noch nicht kennen. Alle bekannten

Lebende Materie ist die komplexeste Materieform, die wir im Universum bisher gefunden haben.

Naturgesetze gelten nur innerhalb gewisser Grenzen. Vielleicht gibt es Gesetzmässigkeiten, die nur für extrem komplexe Systeme – wie unseren Körper, ganze Galaxien oder das Erdklima – gelten.

Wenn wir bedenken, dass jede Körperzelle etwa 100 000 verschiedene Proteine in verschiedenen Kombinationen erzeugen könnte, dass jede der etwa 10 000 Milliarden Nervenzellen unseres Gehirns mit bis zu 10 000 anderen Nervenzellen vernetzt ist und dass dieses Gehirn eine ebenso unvorstellbar grosse Zahl von Körperzellen steuert, dann ist es nicht verwunderlich, dass unsere heute bekannten Analysen- und Rechenmethoden das Verhalten eines derart komplexen Systems weder berechnen noch vorhersagen können. Eine solche Vorhersage könnte sogar grundsätzlich unmöglich sein. Es besteht zwar kein Zweifel daran, dass jeder von uns eine von Genen gesteuerte biochemische Maschine ist, doch die Komplexität dieser Maschine könnte es grundsätzlich unmöglich machen, ihr Verhalten mit letzter Präzision zu steuern oder vorherzusagen.

Unsere Gene verordnen die Grenzen dessen, was wir sein können, doch Umwelteinflüsse, chemische Zufallsprozesse sowie die Komplexität unseres Körpers bestimmen dann, was wir innerhalb dieser Grenzen werden. Die von unseren Eltern ererbten Gene sind nicht unser Schicksal, sondern erlauben uns Individualität und Freiheiten in unserer Entwicklung. Alle Menschen – selbst eineiige Zwillinge – sind deshalb einmalig. Dies gilt auch für alle Menschen, die je gelebt haben. Das Licht der Kerze, von der Carl Sagan sprach, hat uns das Privileg unserer Existenz und die Würde jedes Menschen gezeigt.

Gottfried Schatz ist ein bedeutender österreichisch-schweizerischer Biochemiker. Er war Professor an der Universität Basel.



Mit dem Combi-Steam kocht man gerne.

V-ZUG erleichtert Ihnen das Kochen mit einfachen und individuellen Lösungen. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: vzug.com



Schweizer Perfektion für zuhause

Das Meitli-Wunder

Von Wolfgang Koydl — Sind Schweizer Frauen altbacken, verhärtet und langweilig? Von wegen: Noch nie haben so viele Schweizer Topmodels die Modewelt erobert. Sie sind unser schönster Exportschlager.

Der Schweizer Schutzpatronin Helvetia mangelt es am Charme und Sex-Appeal ihrer französischen Schwester Marianne. Sie fällt eher in dieselbe Kategorie wie ihre schwerfälligen Kolleginnen Britannia, Germania oder Bavaria. Das Naturkind Heidi wiederum wurde lediglich von Niklaus Meienberg als Objekt – der pädophilen – Begierde blossgestellt. Und das bekannteste Sexsymbol der Schweiz, Ur-Bond-Girl Ursula Andress, ist mittlerweile so angejährt wie das Wort, mit dem man es einst beschrieb: Sexbombe.

Traditionell assoziiert man die Schweiz im Ausland öfter mit der Schönheit ihrer Berge und nicht so sehr mit der Attraktivität ihrer Frauen – von Ausnahmen wie Lilo Pulver oder Michelle Hunziker abgesehen. Aber als archetypische Schönheiten gelten eher rassige Südländerinnen mit dunklem Teint oder geheimnisvolle Slawinnen mit hohen Wangenknochen. Die *Weltwoche* ging kürzlich sogar so weit, zugewanderte schöne Russinnen auf den Thron der Idealfrau zu hieven.

Plötzlich 1,80 m

Nicht ganz zu Recht, wie sich erweist. Denn in einem Bereich, in dem es mehr als anderswo auf das perfekte Aussehen von Gesicht und Figur ankommt, sind Schweizerinnen in den letzten Jahren in die Weltspitze vorgestossen: Schöne Bernerinnen, Genferinnen und Zürcherinnen erobern als heissbegehrte Topmodels die Laufstege der Haute Couture in New York, Mailand, Paris und London. Sie präsentieren Kollektionen von Chanel, Dior, Galliano oder Vivienne Westwood. Sie sind das Gesicht von L'Oréal, Ralph Lauren und Victoria's Secret. Sie schmücken die Titelseiten von *Elle*, *Vogue* und *Harper's Bazaar*. Sie sind das Meitli-Wunder, der attraktivste Exportschlager der Schweiz.

Vor allem aber sind sie ein Exportschlager, was man nicht laut hinausposaunt in alle Welt. Der Aufstieg Schweizer Models an die Spitze hat sich denn auch langsam und unauffällig vollzogen, ohne die andernorts oft übliche Begleitung durch Skandalgeschichten. Mit landestypischem Understatement formuliert es Raffy Locher, der Chef von Time Models, der ältesten Modelagentur der Schweiz: «Es gibt erstaunlich viele gute Models, die im Ausland für die Schweiz unterwegs sind. Durch die Medien wird man nun auch im Inland mehr auf sie aufmerksam.»

So viel Bescheidenheit freilich ist gerade bei Locher unangebracht. Schliesslich hat seine

Agentur einige Catwalk-Talente entdeckt, darunter auch die international bekannte Genfer Schönheit Julie Ordon. Mit dreissig gehört die Blondine aus der Romandie gemeinsam mit der gleichaltrigen Nadine Strittmatter zur älteren Generation der Spitzen-Mannequins. Beide Frauen verdanken ihren Durchbruch und ihren Erfolg dem Haus Chanel: Nachdem Ordon ihren karmesinroten Kussmund für einen Lippenstift des Pariser Luxuslabels geschürzt hatte, wurde sie weltweit schlagartig als eine neue, junge Brigitte Bardot gefeiert. Strittmatter wiederum wurde vom Fleck weg von den Talentspähern Karl Lagerfelds engagiert und gilt heute als die neue Muse des Maestros: Erschneidert ihr – mit den Idealmassen (86-58-89) – die gesamte Chanel-Kollektion auf den Leib.

Die Zukunft gehört jedoch den Glamour-Küken der Branche: Anja Leuenberger (22), Ronja Furrer (23), Manuela Frey (18) und dem Shooting-Star Vivienne Rohner (16). Die Sache mit dem In-die-Höhe-Schiessen ist bei ihr durchaus im Wortsinn zu verstehen. Noch vor zwei Jahren konnte Ursula Knecht, als Leiterin der Zürcher Agentur Option so etwas wie die Doyenne des eidgenössischen *modeling*-

«Solche Gesichter findet man bei uns häufiger als anderswo.»

Geschäftes, das vielversprechende Mädchentalent nicht auf die Laufstege schicken. Mit einer Grösse von 1,74 Meter war sie schlicht zu klein. Doch dann wuchs sie binnen weniger Monate auf 1,80 Meter heran.

Knechts ursprünglicher Instinkt hatte sich wieder einmal als richtig erwiesen: «Ihr Babyface-Look wird gut ankommen», hatte das «Model-Mami» – wie sie von ihren Schützlingen genannt wird – vorhergesagt. Inzwischen gehört Rohner zur internationalen Spitzengarnitur und führt unter anderem die Modelle ihrer Namensvetterin Vivienne Westwood vor. Dies dürfte vor allem die Mutter des jungen Models erfreuen: Die geborene Russin arbeitete selbst als Mannequin und gab ihrer Tochter aus Hochachtung vor dem Werk der legendären britischen Designerin den Namen Vivienne. Versteht sich, dass die junge Vivienne begeistert ist von der alten: «Vivienne Westwood ist megaherzlich», schwärmte sie, «fast wie eine Mutter.»



Neue, junge Bardot: Chanel-Model Julie Ordon.



«Fast wie eine Mutter»: Vivienne Rohner.

Warum aber sind es ausgerechnet Schweizer Meitli, die sich in der Branche zielstrebig an die Spitze arbeiten? Dafür gibt es im Wesentlichen zwei Gründe, meint Agenturchef Locher – einen eher allgemeingültigen und einen speziell schweizerischen.

«Generell kann man sagen, dass populäre Fernsehsendungen wie Heidi Klums *Germany's Next Topmodel* das Interesse am *modeling* gefördert haben», meint er, auch wenn in den seit 2006 ausgestrahlten zehn Staffeln keine Schweizer Kandidatin teilgenommen hat. «Mit der TV-Show hat der Beruf mehr Akzeptanz in der Ge-



Anforderungsprofil eines Navy Seal: Manuela Frey.



In Lagerfelds Visier: Nadine Strittmatter.

sellschaft erhalten, gerade bei den Eltern. Früher, vor zwanzig Jahren, galt *modeling* ja als leicht anrühlich. Heute haben sich die Ansichten geändert.»

Geändert hat sich aber auch das Schönheitsideal. «Gefragt ist ein gewisser natürlicher Look», erklärt Locher, «eine gewisse Natürlichkeit, gepaart mit einer spürbaren Persönlichkeit.» Hier scheinen junge Schweizer Mädchen mit unverfälschtem Charme, mit einem unschuldigen Gesicht wie Milch und Honig einen Startvorteil zu haben. Locher ist überzeugt: «Solche Gesichter findet man bei uns häufiger als anderswo.»

Erfolgreich langweilig

Patrick Indlekofer stimmt ihm grundsätzlich zu. «Tolle Frauen, tolle Kleider, wie sie im <Bachelor> oder im <Next Topmodel> gezeigt werden, fördern das Interesse am *modeling*», bestätigt der Zürcher Fashion-Fotograf. Er konstatiert ebenfalls einen Trend hin zu natürlicher Schönheit – wenn auch

mit einem kleinen Unterschied: «Ein südländischer Einschlag hilft, und den finden wir eben auch in der Schweiz», meint er. «Dank der Zuwanderung haben wir ein ästhetisch ansprechendes Multikulti-Durcheinander.»

Beide Experten weisen darauf hin, dass neben dem Aussehen die Charakterstärken fast noch wichtiger für eine erfolgreiche Karriere als Model in der *high fashion* sind – und dass bei diesen Sekundärtugenden Schweizerinnen einen natürlichen Startvorteil haben: «Selbstdisziplin ist das A und O in diesem Knochenjob», sagt Indlekofer. «Ohne verallgemeinern zu wollen: Das liegt Schweizerinnen schon eher als impulsiven Südländerinnen.»

Auch Locher listet eine Reihe von Voraussetzungen auf, die sich eher anhören wie ein Anforderungsprofil für die Navy Seals oder eine andere militärische Spezialeinheit: «Willenskraft, Leidenschaft, Präsenz, Durchhaltevermögen, Flexibilität, Ehrgeiz und Hartnäckigkeit.» Indlekofer erwähnt noch einen weiteren wichtigen Punkt: «Pünktlichkeit ist das oberste Gebot. So viele Leute arbeiten für eine Show. Zeit verlieren heisst Geld verlieren.»

Anja Leuenberger hat damit kein Problem: «Ich bin pünktlich, die Schweizer Pünktlichkeit habe ich beibehalten», bekräftigt sie. Und Sarina Arnold, daheim bekannt als Gesicht aus der Butterwerbung, steuert eine weitere Schweizer Erfolgsingredienz bei: «Ich bin eine Langweilige. Ich habe nie geraucht, war nie betrunken und bin nie nackt durch Paris gelaufen. Ich war immer brav.» In der Tat: Mit Diven-Allüren à la Naomi Campbell sind Schweizer Models noch nie aufgefallen. Ihr Geheimrezept ist bodenständig: harte Arbeit, Professionalismus und Perfektion. ○

Schöner reden

Von Henryk M. Broder — Das neueste Produkt aus dem Sprachlabor des Euphemismus.



Die deutsche Sprache eignet sich hervorragend für euphemistische Umschreibungen. Der Massenmord an den Juden wurde als «Endlösung der Judenfrage» vermark-

tet, der harmlose Begriff «Lebensraum» war das Etikett für die «Germanisierung» Osteuropas und die Unterwerfung der indigenen Bevölkerung. Anfang der sechziger Jahre führte der Generalinspekteur der Bundeswehr, der ranghöchste Soldat der Armee, den Begriff «Vorwärtsverteidigung» ein, den sich der Kölner Profi-Boxer Peter Müller zu eigen machte: «Ich boxe defensiv, ich gehe immer nach vorn.»

Die Maut, die demnächst von ausländischen Autofahrern erhoben werden soll, heisst «Infrastrukturabgabe»; und die Gebühr, die jeder Haushalt, in dem ein oder auch kein TV-Gerät steht, abführen muss, bekam den Namen «Demokratiebeitrag», womit angedeutet wird, dass es sich um mehr handelt als das Entgelt für die «Grundversorgung» durch die ARD und das ZDF. Dass die sogenannten «Tarifpartner» keine Partner, sondern Gegner sind, die entgegengesetzte Interessen vertreten, fällt ebenso wenig auf wie die falsche Zuordnung der Begriffe Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Denn die Arbeitgeber nehmen Arbeit entgegen und die Arbeitnehmer veräussern ihre Arbeitskraft, geben also etwas her. Sehr beliebt ist auch die Floskel von den «mensenverachtenden Waffen», also unbemannten Drohnen. Wenn man schon jemand umbringen will, dann sollte man es voller Respekt, Auge in Auge, tun und nicht mit Hilfe einer Fernbedienung wie bei einem Modellauto. Das neueste Produkt aus dem Sprachlabor des Euphemismus lautet «brüchige Waffenruhe». Gemeint ist die Lage im Osten der Ukraine, wo nach zwei Waffenstillstandsabkommen immer noch gekämpft, geschossen und gestorben wird. Allein am Ostersonntag kamen «bei Zusammenstössen zwischen ukrainischen Regierungstruppen und prorussischen Separatisten» sechs Menschen ums Leben. Als gäbe es noch eine Reichspressekammer, halten sich alle an die Sprachregelung – «brüchige Waffenruhe». Und wenn demnächst jemand auf die Idee kommt, «gebrauchte Jungfrauen» anzubieten, wird er damit einen Beitrag zur Grundversorgung auf dem Strich der Political Correctness leisten.

Mit reichem, vollem Schwalle

Von Kurt Schiltknecht — Der Internationale Währungsfonds rät der Schweiz zu einer Ausweitung der Geldmenge im Kielwasser anderer Notenbanken. Ein gefährlicher Rat.

Die Notenbanken der grossen Länder sollten in einer globalisierten Welt der monetäre Stabilitätsanker sein. Das sind sie aber immer weniger. Die amerikanische Notenbank hat mit ihrer inflationären Geldpolitik in den sechziger Jahren bereits den Gold-Devisen-Standard zu Fall gebracht. Mit dem sogenannten Quantitative Easing, einem fast unbeschränkten Kauf von Staatsanleihen und durch Hypotheken gesicherten Wertpapieren, hat sie den Startschuss für ein weltweites Rennen um die expansivste Geldpolitik und um eine Destabilisierung des Währungssystems gegeben. Die Europäische Zentralbank hat zwar erst mit Verzögerung das Rennen aufgenommen. Doch nun kauft sie Monat für Monat Staatsanleihen und andere Wertpapiere im Wert von sechzig Milliarden Euro.

Der Internationale Währungsfonds ist auf den Zug aufgesprungen und empfiehlt selbst einem Land wie der Schweiz eine Politik der quantitativen Lockerung. Dabei ist eine solche Geldpolitik nicht nur falsch, sie setzt auch wichtige Grundprinzipien der freien Marktwirtschaft ausser Kraft.

Dazu gehört, dass risikoreiche Kreditnehmer auf ihren Krediten und Wertpapieren eine Risikoprämie bezahlen. Je besser die finanzielle Situation, umso geringer ist die Risikoprämie. Das sollte auch für staatliche Kreditnehmer gelten: Je schlechter die Wirtschafts- und Finanzpolitik eines Landes und je höher die Verschuldung ist, umso schwieriger wird es für den Staat, sich auf den Finanzmärkten Geld zu beschaffen. Und das ist gut so, denn sonst gibt es praktisch kein Mittel, um eine ausufernde Staatsverschuldung zu stoppen. Indem nun die führenden Notenbanken Staatsanleihen in riesigem Ausmass aufkaufen, wird die einzige zuverlässige und natürliche Bremse der Staatsverschuldung ausgehebelt. Der Druck der Finanzmärkte auf eine disziplinierte Finanzpolitik fehlt.

Trügerische Hoffnung auf Inflation

Die Theorie der quantitativen Ausweitung der Geldmenge steht auf dünnem Eis. Die Notenbanken wollen damit die Inflationsrate auf zwei Prozent zurückbringen. Von den höheren Inflationsraten versprechen sie sich einen Rückgang der realen Zinsen und eine Belebung des Konsums. Diese Hoffnung dürfte sich als trügerisch erweisen. Bei einer Untersu-

chung, die auf den Mikrodaten des «Michigan Survey of Consumers» beruht, wurde nämlich festgestellt, dass Inflationserwartungen keinen oder einen negativen Einfluss auf den Konsum haben. Inflation wird von den Konsumenten häufig als schlechtes Zeichen für die künftige Entwicklung interpretiert. Was die Konsumnachfrage antreibt, ist die Erwartung einer Verbesserung der (eigenen) Wirtschaftslage. Aus der Vergangenheit wissen wir, dass eine permanente Steuersenkung, ein Zurückdrängen des öffentlichen Sektors, eine stabilitätsorientierte Geldpolitik und eine Rückbesinnung auf freie Märkte der Startschuss für ein langanhaltendes Wachstum waren. Mit diesen Instrumenten konnte in den 1980er Jahren die weltweit grassierende Stagflation überwunden werden. Statt dauernd an der Notenbankpresse zu schrauben, sollten die Wirtschaftspolitiker vielleicht wieder einmal die Wirtschaftsgeschichte zu Rate ziehen.



Die grossen Notenbanken haben aus der jüngsten Bankenkrise nicht viel gelernt und das Problem des *too big to fail* zu wenig durchdacht. Eine der Ursachen für das übermässige Wachstum der grossen Banken in der Vergangenheit lag in der Garantie der Notenbanken, die grössten Banken ihres Landes nicht fallenzulassen. Dies hat zu einer

Wettbewerbsverzerrung unter den Banken geführt. Die Anleger zogen es vor, ihre Gelder bei grossen Banken anzulegen. Indem nun die amerikanische und die europäische Notenbank sogenannte Stresstests bei den grossen Banken durchführen und ihnen anschliessend ein Gütesiegel aufdrücken, wird der Wettbewerb unter den Banken weiterhin verzerrt. Die Anleger werden davon ausgehen, dass die Notenbanken eine von ihnen als krisenresistent bezeichnete Bank in einer Krise nicht fallenlassen. Statt fragwürdige Stresstests durchzuführen, sollten die Gesetzgeber von allen Banken hohe Eigenmittel verlangen und es den Anlegern überlassen, welche Bank sie für stabil und krisenresistent halten.

Betrachtet man die riesige Menge an Liquidität, die die amerikanische und die europäische Notenbank geschaffen haben und die unbenutzt bei den Banken herumliegt, kommt einem Goethes Zauberlehrling in den Sinn: «Die ich rief, die Geister, / werd' ich nun nicht los.»

Weder historisch noch alternativlos

Von Hansrudolf Kamer — Strategische Verwirrung prägt die Atomverhandlungen mit dem Iran. Die skizzierten Eckpunkte verschärfen die Gegensätze in der mittelöstlichen Krise.



Als Begleitmusik zum Iran-Papier hat die Administration Obama die Wiederaufnahme der Militärhilfe an Ägypten bekanntgegeben. Das Pentagon assistierte mit einem *leak*: Man habe Mitte Januar

eine stark verbesserte Version der massiven Penetrator-Bombe getestet, die tief im Berg vergrabene iranische Bunker zerstören könnte.

Die martialische Orchestrierung ist etwas durchsichtig. Sie soll die iranische Führung unter Druck setzen und sie daran erinnern, dass sich Amerika andere Optionen offenhält. Die Adressaten der flankierenden Massnahmen sitzen aber auch in Washington. Sie müssen zum Glauben bekehrt werden, dass Barack Obama gegenüber dem Iran nicht einfach einknickt.

Von welchen Überlegungen sich Präsident Obama wirklich leiten lässt, ist nicht schwierig zu erraten. Er sucht einen aussenpolitischen Erfolg für seine Hinterlassenschaft. Dieser Erfolg muss «historisch» sein, damit er die ruinöse Bilanz seiner sonstigen Aussenpolitik in den Schatten stellt. «Historisch» war denn auch das Adjektiv, das er bei der Bekanntgabe der vorläufigen Einigung in Lausanne verwendete.

Widersprüche, Mehrdeutigkeiten und revidierte Zielvorstellungen fechten Obama nicht weiter an. Er hat eine Werbekampagne begonnen, die die amerikanische Öffentlichkeit von den Tugenden des noch unfertigen Werkes überzeugen soll. Indem er es über den grünen Klee lobt, läuft er Gefahr, für den Rest der Verhandlungszeit bis Ende Juni jedes Druckmittel aus der Hand zu geben.

Hauptproblem bleibt das strategische Kuddelmuddel. Wer isoliert über Nuklearfragen verhandelt, während gleichzeitig das Gegenüber die Raketenrüstung vorantreibt, Terroraktivitäten in der Region unterstützt und befreundete Regime bekämpft, der kommt nicht ans Ziel. Die Dinge hängen zusammen. «Linkage is a fact of life», meinten vor Jahren Richard Nixon und Henry Kissinger, die von coolen strategischen Kurswechseln etwas verstanden. Ähnlich wie Obama versuchten die Administrationen Clinton und Bush Nordkorea auf dem Verhandlungsweg von der

Bombe fernzuhalten. Beide scheiterten kläglich. Der ehemalige israelische Ministerpräsident Ehud Barak verweist darauf, dass der Iran einen ähnlichen Weg hin zur Atomwaffe gehe wie Nordkorea oder früher Pakistan. Ein Dammbrech in der Nicht-Weiterverbreitungspolitik zeichnet sich ab: Saudi-Arabien, Ägypten und die Türkei prüfen nukleare Optionen und werden sich von den Amerikanern nicht mehr davon abhalten lassen.

Feinde in Freunde transformieren

Zu den romantischen Aspekten der Aussenpolitik Obamas gehört die These, man könne und solle alte Fronten aufbrechen und Feinde in Freunde transformieren. Eine neue Ordnung im Mittleren Osten mit dem Iran als regionaler Vormacht würde Amerika entlasten und ein neues Gleichgewicht in der Region schaffen. Dazu werden gemeinsame Interessen und kulturelle Affinitäten beschworen.

Diese Perspektive alarmiert andere Mächte, die amerikanische Schwäche und Ziellosigkeit diagnostizieren. Aussenminister Kerry wurde nach Riad geschickt mit der Botschaft, Amerika suche keinen «grand bargain» mit dem Iran, werde keine strategische Neuausrichtung umsetzen. Israel wird nun plötzlich wieder mit Zusicherungen beschwichtigt, man werde weiterhin für dessen Sicherheit sorgen. Auch

verflüchtigt sich bei näherer Betrachtung der Katalog amerikanisch-iranischer Gemeinsamkeiten. Die «Zusammenarbeit» mit vom Iran unterstützten Milizen im Kampf gegen den Islamischen Staat im Irak ist den Amerikanern militärisch und politisch suspekt. Sie haben die Fortsetzung der Luftangriffe davon abhängig gemacht, dass die irakische Regierung die iranischen Militärs und Milizen zurückdrängt und vom Schlachtfeld verschwinden lässt.

Das gelang nicht. Nach der Eroberung Tikrits nahmen viele schiitische Milizen, auch jene unter iranischer Führung, Rache an der Bevölkerung und verübten Gräueltaten, die jenen des IS in nichts nachstehen. Das kam in Amerika äusserst schlecht an.

Warum führen die Amerikaner Krieg, mit wem und wofür? Im Jemen geht es zusammen mit den Saudis gegen die vom Iran unterstützten Huthis. In Syrien hält sich Obama zurück. Von Waffenlieferungen an «gemässigte» sunnitische Kämpfer gegen das Assad-Regime, das vom Iran unterstützt wird, ist wenig zu sehen. Das Nuklearabkommen als Vehikel für einen ganz neuen, geläuterten Mittleren Osten ist eine Fata Morgana.

Politiker der Gegenwart – von Angela Merkel über François Hollande bis zu Barack Obama – haben die ungute Tendenz entwickelt, ihre Handlungen als «alternativlos» hinzustellen: Meine Politik oder die Katastrophe! Ein Nuklearabkommen sei einem Iran mit Atomwaffen oder einem Krieg vorzuziehen, hämmert Obama seinen Landsleuten laufend ein. Ohne Zweifel, aber historisch betrachtet, lässt die Wirklichkeit stets mehr Möglichkeiten zu, als sich träumen lassen.

Mehr zum Thema: Seite 52



Fata Morgana: Präsident Obama.

Angenehmer für Bankkunden

Von Christoph Mörgeli

Die Bombe liegt gut versteckt unter allerlei Floskeln: «Systemwechsel bei der Verrechnungssteuer», lautet die reichlich technische Überschrift einer Stellungnahme der Schweizerischen Bankiervereinigung vom 24. März 2015. Die Bankiervereinigung fordert ein «automatisches Meldeverfahren für Schweizer Steuerpflichtige auf Obligationenzinsen und ausländischen Dividenden». Damit gilt es zu verhindern, dass Inländer ihr Depot zu einer ausländischen Bank verlegen. Bei der Demontage des Bankgeheimnisses übertreffen die Bankiers jetzt sogar den Bundesrat.

Die Bankiervereinigung schreibt etwas verschämt, sie sei sich «der politischen Dimension dieses Entscheides bewusst». Glück gehabt. Ausser der Zeitung *Finanz und Wirtschaft* («Bankiervereinigung geht weiter als der Bundesrat») hat das Ungeheuerliche kaum jemand kommentiert. Die Schweizer Banken wollen den automatischen Informationsaustausch – auch im Inland. Dieser Vorschlag sei «auch für die Kunden angenehmer als der Vorschlag des Bundesrates». Nichts ist angenehmer als der Verlust von Selbstverantwortung. Economie-suisse nickt die Zumutung diskret ab.

Schon am Jahresbeginn sind die Inlandbanken zu diesem Thema vorgeprescht: Der automatische Informationsaustausch von Steuerdaten solle auch im Inland geprüft werden. Zu den Inlandbanken gehören vor allem die Kantonalbanken mit ihrer Staatsgarantie und die Raiffeisen als Genossenschaft. Um ihres eigenen vermeintlichen Vorteils willen fallen sie ihren Kunden und den steuerzahlenden Bürgern in den Rücken. Der neue Raiffeisen-Chef Patrik Gisel meint: «Langfristig wird sich das Bankgeheimnis im Inland nicht in der Form halten können.»

2008 kämpfte Finanzminister Hans-Rudolf Merz vor dem Parlament noch wie ein zähnefletschender Tiger: «An diesem Bankgeheimnis werdet Ihr Euch die Zähne ausbeissen.» Diese Zähne sind im Fall der ausländischen Kunden bereits ausgefallen. Jetzt greift die Bankiervereinigung zum Hammer, um die verbliebenen Zähne auch noch auszuschlagen. Seit Merz bedurfte es einer einzigen Amtsnachfolgerin und deren leerer Drohung von angeblichen «schwarzen Listen» der OECD, die gar nicht existieren. Die Branche denkt an sich selber statt an die Klienten. Früher behandelten die Schweizer Banken uns Kunden wie rohe Eier. Heute hauen sie uns nur noch in die Pfanne.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Piloten und Autofahrer abschaffen

Von Peter Bodenmann — Die Schweizer können nächstens drei Millionen Autos verschrotten. Um mehr Auto zu fahren.



Auto-Roboter kommen schneller, als alle gemeint haben.

Fliegen ist eine Leidenschaft, oft auch eine Sucht. Weil es viele Süchtige gibt, müssen die Billig-Airlines jungen Piloten keine anständigen Löhne zahlen. Die jungen Piloten können sich keine Wohnungen in der Nähe von Flugplätzen leisten. Wenn man ihnen glauben will, sind schon fast alle einmal am Steuerknüppel eingeschlafen.

Süchtige Piloten wollen um nichts in der Welt ihre Jobs verlieren. Wenn sich das Arztgeheimnis in Luft auflöst, werden sie sich auch ihren Privatärzten nicht mehr anvertrauen. Und an deren Stelle wird Dr. Google treten. Und die illegalen Pillendreher und Tablettenverkäufer. Die Sicherheit wird nicht zunehmen, sondern abnehmen. Ausser die Airlines ersetzen die Piloten durch Pilotinnen.

Auf der Zeitachse betrachtet, spielt das mittelfristig alles keine Rolle: Bald einmal werden Flugzeuge – wie die Kampfdrohnen der Amerikaner – vom Boden aus gesteuert. Die Zahl der Unfälle pro geflogenen Personenkilometer wird weiter abnehmen. Auch weil früher oder später die Luftfahrtindustrie endlich halbwegs robuste Black Boxes einbauen wird.

Wir Autofahrer sind bald einmal so überflüssig wie Piloten. Die Auto-Roboter kommen schneller, als alle gemeint haben. Weil nicht nur Google und Apple voll am Thema dran sind, sondern auch Mercedes, Audi, BMW und Toyota.

Wir haben in der Schweiz rund vier Millionen Autos samt Lastwagen. Diese fahrbaren Untersätze werden nur während einer Stunde pro Tag bewegt. Von einem der zehn Millionen ober- und unterirdischen Parkplätze zum anderen. Und zwischendurch steht man erst noch im Stau. Der Gubrist lässt grüssen.

Das alles ist nächstens so überflüssig wie einst der Heizer auf der Elektro-Lok. Das Autofahren wird – wenn wir die Weichen rechtzeitig richtig stellen – schon bald effizienter, billiger und umweltfreundlicher. Und erst noch staufrei. Denn eine Million Autos sind genug. Drei Millionen Parkplätze reichen aus.

Wenn alle Autos autonom gesteuert werden, verdoppelt sich pro Fahrspur die Kapazität. Nicht genug: Autonom fahrende Autos brauchen keine Pannestreifen. Wenn ein Google-Mobil – trotz permanenter Kontrolle – einmal ein Problem hat, kurvt der Verkehr um dieses Pannefahrzeug herum.

Jeder Dreisatzrechner wird schnell begriffen haben: Das heutige Strassennetz hat auch für eine automobilen Zehn-Millionen-Schweiz viel zu viel Kapazität. Angesagt ist nicht Ausbau, sondern Rückbau. Vorab auch bei den Parkplätzen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die beste Freundin

Von Kurt W. Zimmermann — Erstaunlich an der Staatswut von Medienministerin Leuthard ist der Widerstand, den es nicht gibt.

Als «Flirt mit der Bundesrätin» kam es der *Basler Zeitung* vor. Als «Kuscheln mit Doris» empfand es der *Blick*.

Der TV-Film über Bundesrätin Doris Leuthard, eben ausgestrahlt, war eine Liebeserklärung. Zwei Jahre lang waren die Journalisten des Schweizer Fernsehens mit ihrer obersten Chefin unterwegs. Dann produzierten sie eine derart willfähriige Anbetung, wie sie sonst nur Wladimir Putin im russischen TV bekommt.

Die Liebeserklärung macht Sinn. Medienministerin Leuthard ist die beste Freundin, welche die SRG je hatte.

Die beste Freundin beweist es nun wieder vor der Abstimmung über das neue Radio- und TV-Gesetz, die in zwei Monaten ansteht. Kernpunkt ist die neue Mediensteuer. Alle Haushalte und alle Firmen bezahlen künftig für das Angebot des Staatsfunks, auch dann, wenn sie das Angebot gar nicht nutzen.

Das Votum über die neue Mediensteuer wäre der ideale Anlass für eine entspannte Diskussion über den Service public, den die SRG bietet. Es wäre zu debattieren, welche Dosis an Marktmacht und Programmhoheit man der SRG zubilligen will.

Nix da. Rund um die Abstimmung, so sagte Medienministerin Leuthard, sei der Service public kein Thema. Mit dem neuen Radio- und TV-Gesetz habe er «nichts zu tun». Sie will keine Diskussion. Es genügen staatliche Direktiven. Wieder hätte Putin seinen Spass.

Tabuisierte Diskussion

Die CVP-Karrieristin Leuthard ist als Liberale gestartet, dann ist sie immer stärker zur Etatistin und indirekten Antikapitalistin geworden. Ihr Weltbild leitet nicht mehr die freie Wirtschaft, sondern die obrigkeitliche Zentralgewalt, in der Energie- genauso wie in der Medienpolitik. Nie zuvor stand jemand an der Spitze des Medienministeriums, der die staatliche SRG derart kritiklos protegierte.

Ihr Vorgänger war SVP-Mann Adolf Ogi. Er sah noch die Gefahr des erdrückenden SRG-Monopols. 1993 gründete er als Konkurrenz den Zweitsender S Plus. Er wollte, gemeinsam mit den Verlagshäusern, einen Gegenpol «wider den Geist von Leutschenbach» schaffen. Ogis Projekt scheiterte auch darum, weil ihn die privaten Medienunternehmen bekämpften statt unterstützten.

Dann kam Moritz Leuenberger. Unter ihm fuhr die SRG ihr Angebot ungebremst auf die heutigen 24 Radio- und TV-Sender hoch, dar-



Doppelter Salto des Etatismus: Doris Leuthard.

unter die lang erwünschten zweiten TV-Kanäle der Landessender. Private Anbieter hingegen schikanierte er mit Wettbewerbsbremsen im Werbemarkt. Doch selbst Leuenberger belieh die SRG als halbprivates Unternehmen, das sich über Nutzergebühren finanzierte. Er hatte auch kein Problem damit, den Service public kontrovers zu thematisieren.

Erst Leuthard hatte keine Bedenken mehr. Mit der neuen Mediensteuer band sie die SRG untrennbar in den Staatsapparat ein. Zugleich verschaffte sie ihr neue Privilegien, etwa bei ihren Investitionen im Internet. Die Diskussion darüber möchte sie tabuisieren.

Die Abstimmung wird sie dennoch deutlich gewinnen. Ausser der SVP ist niemand dagegen. Und ihre potenziell stärksten Gegner, die privaten Verlage, hat Leuthard gekauft.

Sie schlug eine Erhöhung der Subventionen an die Radio- und TV-Stationen der Verlagshäuser vor. Das Parlament bewilligte schliesslich 81 Millionen pro Jahr. Der Staat subventioniert damit bei vielen privaten TV-Sendern künftig bis zu fünfzig Prozent der Betriebskosten, mitunter sogar mehr. Sender wie Tele Südostschweiz, Tele Bärn, Tele Basel und Tele Ticino sind quasi halbstaatliche Firmen geworden.

Vorher Halbstaatliches wird nun ganzstaatlich. Vorher Privates wird nun halbstaatlich. Doris Leuthard ist der doppelte Salto des Etatismus geglückt.

Prokrastination

Von Beatrice Schlag — Der Drang, Dinge zu vertagen, ist rätselhaft.

Mit dem Killer-Satz: «Verschiebe nicht auf morgen, was genauso gut auf übermorgen verschoben werden kann», verhöhnte der begnadete Spötter Mark Twain Menschen,



die jeder kennt: die Zeitvertrödler, Projekt-Vertager, die *Laueri*. Sie machen nach Schätzungen von Psychologen etwa einen Fünftel der Menschheit aus und kosten die Wirtschaft allein in den USA angeblich jedes Jahr Billionen von Dollar. Keine Ahnung, wie man solche Zahlen errechnet und ob sie stimmen. Denn der *Laueri* ist meist kein fauler Hund. Er entwickelt lediglich erst dann hektische Aktivität, wenn der Termin, an dem er liefern muss, bereits im Nacken ritzt wie eine fallende Guillotine. Das kann die Steuererklärung, die Diplomarbeit oder ein Auftragswerk sein.

Universalgenie Leonardo da Vinci war der wohl berühmteste *Laueri* der Geschichte. Er lieferte regelmässig zu spät. An der Mona Lisa feilte er sechzehn Jahre. Bill Clinton, kein Genie, aber ein hochbegabter Politiker, war während seiner Präsidentschaft als chronischer Trödler bekannt, von dem seine Frau Hillary sagte, der Versuch, ihn zur Einhaltung seiner Termine zu bewegen, mache einen wahnsinnig. Der *Laueri* ist also nicht zu verwechseln mit einem Versager. Kann, aber muss er nicht sein. Es ist ja auch nicht jeder allzeit Emsige ein Crack. Er hat nur keine unerklärlichen Bremsklötze im System.

Nicht zu leugnen ist, dass Prokrastination, so der etwas pompös klingende Fachausdruck für Trödelei, in immer schneller werdenden Zeiten mehr auffällt. Es gibt bereits unzählige Ratgeber, die dem Prokrastinierer Wege zur jederzeit vollen Einsatzbereitschaft weisen, als sei er im Militär. Man will ihn von seinen Schuldgefühlen befreien, die er natürlich hat. Psychologen, immer auf der Suche nach neuen Kunden, haben Prokrastination in den USA seit 1952 als Symptom für eine psychische Krankheit in ihre Lehrbücher aufgenommen. Heisst: Rund ein Fünftel der Menschheit gehört eigentlich in Therapie. Das ist entweder eine katastrophale Epidemie oder eine unsäglich beschränkte Vorstellung davon, wie unterschiedlich Menschen ihr Potenzial einsetzen. Denn auf die lange Bank schieben tun alle. Bei Arbeit, Familie, Gesundheit oder in der Freizeit. Anders geht Alltag gar nicht.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seiner Frau unter dem Tisch ans Schienbein treten, wenn sie über dem Tisch mit einem anderen Mann zu heftig flirtet?

Martin Baumgartner, Reinach

Das dürfen Sie, ja. Wollen Sie nur nett darauf hinweisen, dass es jetzt reiche, können Sie sie sanft anstupsen, ohne dass es jemand merkt. Wollen Sie ein Überraschungsmoment schaffen, ist auch ein kleiner Kniff in den Oberschenkel erlaubt. Und wenn Sie kurz vor dem Ausflippen sind, treten Sie frontal und subtil ins Schienbein. Aber passen Sie auf, dass nicht Sie beim Flirten erwischt werden. Bei Männern kann so ein Tritt zwischen die Schienbeine noch schmerzhafter sein.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Schweiz hatte bereits Mitte des 19. Jahrhunderts eine Demokratie, sogar eine direkte.» *Ernst Wüthrich, Rigi Kaltbad*

Einzig direkte Demokratie

Nr. 14 – «Wucht der Taten, Kraft der Mythen»; Roger Köppel über die Schweiz

Die Kritiker unserer Geschichte wollen alle direktdemokratischen Bewegungen und die Neutralität auf den gnädigen Willen der Grossmächte um uns herum zurückführen. Aber es braucht auch ein reifes Volk, um Direktdemokratie, Neutralität und Föderalismus zu leben. Das zeigt sich an der folgenden Tatsache: Hitler konnte mit «Heim ins Reich» in Österreich einmarschieren. Warum war aber in der Schweiz der Widerstandswille im Volke ungebrochen, selbst als nach dem Fall Frankreichs unser Land umzingelt war? Zufall, reine Gnade Hitlers (es gab konkrete Pläne für einen Angriff auf die Schweiz) oder eine Frage des Volkswillens und der Volksreife gegenüber Verführern?

Die Entwicklung vom Sklaventum und von den zentralistischen Grossmächten im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit bis zu den heutigen Demokratien mit ihren Bürgerrechten brauchte lange. Die Schweiz hatte bereits Mitte des 19. Jahrhunderts eine Demokratie, sogar eine direkte, die bis heute einzige – während die EU wieder zurück zur Zentralmacht schreitet.

Ernst Wüthrich, Rigi Kaltbad

Burkhalter hat keine Panzer

Nr. 14 – «Leere Appelle an den Frieden»; Interview mit Nikolai Asarow

Für dieses Interview mit dem Mann, der es am besten wissen muss, gebührt der *Weltwoche* ein grosser Kranz, besonders vor dem Hintergrund der Russlandberichterstattung unserer übrigen Medien, die, nach der mir gegenüber persönlich geäusserten Ansicht unseres damaligen «Schattenaussenministers», Ernst Mühlemann, «eine Katastrophe» ist. Die Betonung der Asarow-Kritik an Didier Burkhalter ist dennoch übertrieben. Wenn man den Bericht genau liest, wird klar, dass Asarow den eigenen, «von den Amerikanern getäuschten» Präsidenten mehr kritisiert als unseren.

Unser Präsident hat keine Panzer zur Verfügung gehabt, ganz im Gegensatz zum ukrainischen. Laut Asarow: «Ein paar Panzerwagen und Polizeieinheiten hätten genügt.» Auch Präsident Putin hat wiederholt geäussert, dass er Janukowitschs damaliges Zögern vor Gewaltanwendung nicht nachvollziehen kann. Das sei aber keine Verurteilung, jeder entscheidet eben so, wie er es für das Beste hält. Didier Burkhalter kann deshalb dem Vorwurf der unfreiwilligen Kriegstreiberei so begegnen: «Wa-

rum hätte ich, der Präsident eines neutralen Staates, entschlossener sein sollen als der ganze übrige Westen und als der direkt betroffene Präsident selbst?» *Victor Lambert, Rickenbach Sulz*

Bescheidenere Bedeutung

Nr. 14 – «Zeitgeist und Zeitgeschichte»; Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann

Was spielt es für eine Rolle, ob wir den vollen Namen des Co-Piloten kennen, der den Absturz der Germanwings-Maschine herbeigeführt hat? Macht das irgendetwas besser, irgendeines der 149 Opfer wieder lebendig? Wir möchten wissen, was genau passiert ist, wie es zu dieser Tragödie kommen konnte, wer der Mann ist, in dessen Kopf etwas ganz furchtbar schiefgelaufen sein muss. Aber sein Name spielt dabei nicht wirklich eine Rolle. Dessen Bekanntgabe hilft vielleicht mit, seine Angehörigen zu brandmarken, deren Leben durch diese Tat vermutlich ohnehin mit zerstört ist, das ist alles.

Verena Langer, Stäfa

Überflüssige Qualitätsvermittlung

Nr. 13 – «Das Q-Wort»; Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann

Mit Schmunzeln las ich Ihre Abhandlung über das «Q-Wort» im Journalismus, denn in der Volksschule treibt ein ähnliches Konstrukt sein Unwesen. Es sind die «Q-Tage», und auch hier steht Q offiziell für «Qualität». Jedes Jahr müssen gemäss neuem Volksschulgesetz in jedem Schulhaus drei oder vier Tage für die «Sicherung der Qualität» eingesetzt werden. Diese Daten fallen für das Lehrpersonal je hälftig auf Schultage und in die Ferien, weshalb die Eltern zweimal selber schauen müssen, wie sie die Kinder an den ausfallenden Schultagen über die Runden bringen.

Aber auch die Lehrerinnen und Lehrer sind, das hört man hinter vorgehaltener Hand aus vielen Schulhäusern, alles andere begeistert von dieser zwangsverordneten «Qualitätsvermittlung». Sie müssen sich zum Beispiel stundenlang eintönige und überflüssige Referate anhören oder diskutieren widerwillig und ausufernd über moderne Betriebskonzepte, pädagogische Hintergründe, neuartige Autoritätsformen und andere, meist hochtrabende Begriffe, aber die wahre Qualität des Unterrichts wird dadurch kein bisschen besser. Im Gegenteil: Viele Lehrkräfte sprechen unverhohlen von Leerlauf, und sie würden an diesen Tagen weit lieber normal unterrichten, weil ihnen die ausfallenden Lektionen angesichts

des gedrängten Stoffprogramms fehlen. Auch da geht also beim «Q-Wort» der Schuss hinten hinaus. *Hans-Peter Köhli, per E-Mail*

Gut genug für den Nestbau

Nr. 13 – «Frauen für Bett, Herz und Seele»; Wolfgang Koydl über Russinnen

Für mich ist völlig verständlich, dass unter den schlechten wirtschaftlichen Umständen in der ehemaligen Sowjetunion viele Frauen mit einer guten Ausbildung (und mit Schönheit gesegnet) die Flucht ergreifen und geschickt genug sind, sich einen westlichen Partner zu suchen, der ihnen eine gesicherte Zukunft bietet. Ich würde dies genauso tun. Es ist ein Geben und Nehmen.

Was aber nicht vergessen werden darf, ist, dass die westlichen Herren diese Damen meist in zweiter Ehe zur Frau nehmen. Vorher war eine Schweizer Frau für Brutpflege und Nestbau gut genug. Wenn dann die Herren ins Alter kommen, zum Teil etwas beleibt (und nicht unbedingt mehr attraktiv), aber mit gutem Geld, dann ist eine jüngere russische Partnerin sehr willkommen für Libido, Ego und Ansehen. Liebe Schweizer Redaktoren, auch wir Schweizer Frauen träumen manchmal von einem hitzigen Mann, der einem die Füsse küsst, im Bett wie ein Stier ist und einen mit schönen Worten umgarnt und aufs Podest hebt. Aber wir bleiben auf dem Boden, denn wie immer im Leben gibt es auch ein Nachher.

Béatrice Sardi, Lyss

«Der dressierte Mann» von Esther Vilar lässt grüssen! Sind Frauen tatsächlich dazu da, die Männer von mangelndem Selbstwertgefühl aufzupäppeln? Ist es für eine Frau tatsächlich so erstrebenswert, sich jeden Tag dümmen zu stellen, als sie ist, sich dazu so zu verfremden, dass der Mann immer ein Rätsel in ihr sieht? Es soll ja Frauen geben, die in der Früh, bevor der Mann erwacht, aufstehen und sich schminken, nur damit der Mann ja nicht sieht, wie sie wirklich ausschauen. Was ist denn, wenn die Frau älter wird und sie sich nicht mehr so kindlich und dümmlich stellen kann? Vielleicht hat sie sich bis dann auch durch die Kinder finanziell abgesichert. Und das soll dann groteskerweise Liebe sein!

Rolf Ackeret, Zug

Wenn man diesen Text liest, ist man gleich 40 bis 45 Jahre zurückversetzt. Also in die Zeit unserer Mütter, die noch für ihre Rechte, unter anderem auch das Stimmrecht, kämpfen mussten. Dass Russinnen laut dem Autor Neid und Eifersucht hervorrufen sollen, stösst bei mir auf Unverständnis. Unabhängig vom Geschlecht möchte jeder Mensch seinen eigenen Weg gehen, und wenn das Werkeln am Herd oder das Sortieren von Klamotten uns nicht behagt, dann sollte jedweder das wenigstens

respektieren. Es ist ein Privileg, nicht jemandem zu entsprechen, sondern sein Leben frei zu gestalten. Das ist nicht überall selbstverständlich. Hoffen wir doch, dass es hier bei uns so bleibt.

Maggie Beck, Udligenswil

Das Leiden der Nutztiere

Nr. 13 – «Es geschah im stockdunklen Stall»; Urs Gehrig über das Schaf

Dieser Bericht spricht mir aus dem Herzen. Vielen Dank dafür! Solche unendlichen Tierquälereien in einem zivilisierten Land sind nur bei einer vorwiegend egoistischen und unglaublich gleichgültigen Gesellschaft möglich. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis sich die Menschen für die vielen Quälereien vor allem in der Nutztierhaltung schämen und die entsprechenden Fleisch- und Milchprodukte boykottieren? Solange dort kein Umdenken stattfindet, wird das Leiden der Nutztiere ins Unendliche ansteigen. Auch das Aufzeigen von mehreren tausend Schaftragödien pro Jahr sollte eigentlich aufrütteln. Natürlich werden solche Meldungen von den meisten Medien verschwiegen, zu sehr fürchtet man sich vor den Schafzüchtern. Viel einfacher ist es hingegen, jedes einzelne Schaf, das von einem Wolf gerissen wurde, in den Medien mit Bild zu präsentieren, damit den Menschen der Wolf so richtig als Feindbild eingepägt wird. Ziemlich schizophren, leider aber Tatsache.

Ruth Gerber-Balmer, Thun

Korrigenda

Zur Rubrik «Namen» (Nr. 10/15): Der Besitzer des Hotels «Peninsula» in Hongkong, Sir Michael Kadoorie, wurde in Hongkong geboren; die Familie stammt ursprünglich aus Bagdad. Wir haben ihn fälschlicherweise als Iraner bezeichnet. Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten
unsere Preise
auch auf
650.–/Monat
erhöhen.
Wollen wir
aber nicht!

220'000
Impressions pro Monat



Das marktführende
Stellenportal
für IT-Spezialisten

200'000
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer
Stellenportal
für Handwerker

300'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80

«Politik ist Verführung»

Moritz Leuenberger, feinsinniger SP-Bundesrat von 1995 bis 2010, erklärt, wie sich sein Bild der Schweiz während seiner Jahre in der Landesregierung verändert hat und begründet sein Misstrauen gegenüber der direkten Demokratie. *Von Roger Köppel und Hans Schürmann (Bild)*

Bevor wir ins Thema einsteigen: Ihr Vater war der protestantische Theologieprofessor Robert Leuenberger. Wie hat er Sie geprägt?

Ich wuchs in einem aufklärerischen Haushalt mit strengen Moralregeln auf.

Wie hat der theologisch tätige Vater den späteren Politiker Moritz Leuenberger beeinflusst?

Das Theologische an sich war weniger entscheidend. In erster Linie wirkte mein Vater auf mich sehr scharfsinnig. Schon als Kind nahm er mich in seine Vorträge und Predigten mit. Es kam mir alles immer sehr logisch vor, bis dann jeweils fünf Minuten vor Schluss der Glauben ins Spiel kam. Dann fand ich, es stimme etwas nicht mehr.

Die entscheidende Botschaft der frühen reformierten Theologen lautete: «Der Mensch darf Gott nicht für irdische Zwecke missbrauchen.» Erkennen Sie sich in solchen Botschaften wieder?

Ja, mein Vater setzte sich für eine Trennung von Kirche und Staat ein und betrachtete religiöse Parteien als einen Widerspruch in sich selber. Atheismus war für ihn Teil der Theologie. Diese lernte ich als Auslegeordnung unterschiedlicher Denkrichtungen kennen, die man ganz rational diskutierte. Es ging nie um ein starres Dogma. Mein Vater hatte Mühe mit emotionalen theologischen Auseinandersetzungen, zum Beispiel zwischen «Liberalen» und «Positiven» innerhalb der Protestanten in Basel. Er suchte immer die Versöhnung.

Das haben Sie für Ihre spätere politische Tätigkeit mitgenommen?

Fast noch wichtiger war, dass mein Vater jeden Abend eine Geschichte erzählte. Das waren nicht nur Geschichten aus der Bibel, sondern auch Märchen oder die Nibelungensage, immer sehr lustig und unterhaltend erzählt. Das hat uns Kinder sehr geprägt. Es gab kein Radio und schon gar kein Fernsehen, Zeitungen schon.

Warum sind Sie auf der linken Seite in die Politik eingestiegen?

Ich studierte Recht an der Uni Zürich. In der Fakultät herrschte eine liberale Grundhaltung. Zusammen mit anderen begriff ich freie Entfaltung nicht nur als Wirtschaftsfreiheit. Unser Liberalismus war umfassender. Die Freiheit des Individuums sahen wir eher durch die Privatwirtschaft gefährdet als durch den Staat. Ebenfalls empfand ich

die damalige Gesellschaftsordnung als nicht liberal. Uneheliche Kinder, Homosexuelle, Leute mit Brüchen in der Biografie wurden ausgegrenzt. Das ist heute, auch dank den Leistungen meiner Generation, zum Glück anders. Es war kein klassenkämpferischer Neid, der uns zur SP brachte.

Gab es eine auslösende Anekdote, die Sie in die Politik brachte?

Ich misstrauere diesen zugespitzten Erweckungserlebnissen. Es sind ja immer lange Prozesse, die zu einem Schritt führen, und wir wollen doch auch ehrlich sein: Bei allen Politikern spielt ein Stück weit Narzissmus, ein Drang zur Selbstdarstellung mit. Man gefällt sich in der Führerrolle, in der Rolle des Redners. Nur gerade eine selbstlose Mission für die Allgemeinheit erfüllen – ach, das ist Kitsch.

Das Christliche hat Ihre Parteiwahl nicht beeinflusst?

Mein Gerechtigkeitsempfinden kommt aus einem christlich geprägten Grundwasser. Auf einer ganz allgemeinen Ebene – Barmherzigkeit, alle müssen eine Chance haben – spielte

«Eine Regierungspartei sollte nicht mit Volksinitiativen politisieren.»

das Christliche eine Rolle. Aber ich ging nicht mit Heilslehren bewaffnet in die Politik.

Sie gelten als Ironiker. Was nehmen Sie ernst?

In meinem Elternhaus wurde die Ironie gepflegt – zu sehr. Ich habe die Ironie später selber übertrieben. Die Leute konnten mir nicht mehr folgen. Ich habe hier schwere Fehler begangen. Ironie kann in Arroganz umschlagen, wenn sie der Adressat nicht mehr als solche wahrnimmt.

Und der Ironiker hält sich alle Fluchtwege offen, weil er sich auf nichts behaften lässt. Ironie ist die Feigheit des Intellektuellen.

Richtig. Aber sehen Sie: Ich kam in dieses Amt als Bundesrat und habe meine eigene Rolle trotzdem immer von aussen reflektiert und konnte mich darüber auch lustig machen. Mit dieser ironischen Distanz nahm ich mich selber nicht so wichtig, aber man nahm mir das auch übel. Zeitweise habe ich mich allerdings völlig mit der Aufgabe identifiziert. Bei den Katastrophen im Jahr 2001 zum Beispiel gab es keine Distanz zum Amt mehr. Das wurde auch geschätzt.

Was ist Ihre wichtigste Erkenntnis aus den Bundesratsjahren?

Das war ein fünfzehnjähriger Prozess. Ich wuchs in meine Rolle hinein. Zum Beispiel: Ich redete an Jodler- oder Schwingfesten. Das war zunächst überhaupt nicht meine Welt, ich hätte mich früher wohl eher darüber lustig gemacht. Als ich dann aber dort stand und sah, wie die Leute an mich, an meine Rolle als Bundesrat glaubten, war es nichts als gerecht, ihnen auch mit Zuneigung gegenüberzutreten. Ohne jede Ironie.

Hat Sie Ihre Bundesratszeit patriotischer oder schweizkritischer gemacht?

Ich habe eine neue Schweiz kennengelernt, insbesondere eine ländliche Schweiz, die an die Institutionen und an die direkte Demokratie glaubt. Da öffnete sich mir eine neue Schweiz, die ich bald romantisch verklärte. Jetzt, da ich nicht mehr Bundesrat bin, sehe ich wieder vieles kritischer.

Ihr Name bleibt mit der Aufarbeitung der Fichenaffäre verbunden, jener flächendeckenden Besspitzelung vieler Schweizer durch den Staat im Kalten Krieg. Wie sehen Sie das heute?

Die Aufarbeitung dieser Affäre fiel in die Zeit nach dem Fall der Berliner Mauer. Das war kein Zufall. Der Kalte Krieg ging zu Ende. Die alten Feindbilder und Ängste lösten sich auf. Das war überhaupt der Grund, warum wir die Sache aufdecken konnten. Schockierend für mich war damals, dass sich in der Schweiz ein privates politisches Denunziantentum hatte ausbreiten können. Professoren haben ihre Studenten verdächtigt und denunziert, Eltern ihre eigenen Kinder, weil diese Sympathien zur SP hatten. Wer kritisch dachte, stand unter Verdacht, ein Landesverräter, ein Terrorist und/oder ein Agent Moskaus zu sein.

Sie haben kürzlich in einem Interview gesagt, Sie misstrauten der politischen Empörung. Verdanken Sie Ihren eigenen politischen Aufstieg aber nicht genau jener aus heutiger Sicht vielleicht auch übertriebenen und von links geschürten Empörung über die Fichen?

Im Gegenteil, ich wurde später eher deshalb in den Bundesrat gewählt, weil ich die Empörung gerade nicht anheizte und in der PUK Einstimmigkeit ohne jede Enthaltung schuf. Ich sah mich als Ausgleicher, nicht als Polarisierer. Mich in den Chor der Empörung zu mischen, war mir immer ein Gräuel. >>>



«Achtung, Ironie!»: alt Bundesrat Leuenberger, Ende März in Zürich.

Kommen wir in die Gegenwart: In Vorträgen und Zeitungsessays, zuletzt in der NZZ, fielen Sie durch kritische Anmerkungen zur direkten Demokratie auf. Was ist der Grund?

Zunächst: Ich bin ein grosser Bewunderer der direkten Demokratie, mehr noch: Ich habe in dieser direkten Demokratie gearbeitet und sie auch lieben gelernt. Ich bin nicht gegen die direkte Demokratie, sondern ihr uneingeschränkter Anhänger. Nur: Auch in unserem System gibt es Schwachstellen. Das will ich thematisieren.

Wo liegt das grösste Problem?

Die Einstellung zur Demokratie verändert sich. Statt des verantwortungsbewussten Citoyens, der seine Pflichten und Rechte wahrnimmt, höre ich das Schimpfen über eine *Classe politique*, die mache, was sie wolle, und gegen die man protestieren müsse.

Aber ist es nicht so, dass die Elite in Bern tatsächlich abhebt?

Unsinn. Dieses Zerrbild wird ganz systematisch bewirtschaftet. Ich empöre mich über den Ausdruck «*Classe politique*». Die gibt es in der direkten Demokratie nicht. Man schürt vielmehr eine Staatsverdrossenheit, man will den Leuten einreden, sie würden von Verrätern regiert. Ich halte das für unredlich und für gefährlich.

Sie sprechen auch von einem Missbrauch der direkten Demokratie, es gebe zu viele Initiativen. Steckt hinter der Häufung nicht ein legitimes Unbehagen, das man ernst nehmen muss? Die Leute sind ja nicht dumm, sie sind nicht leicht verführbar.

Sind Sie sicher? Das stimmt nur bedingt. Durch Wahlpropaganda, durch Geld kann man das Abstimmungsverhalten der Leute beeinflussen. Sonst würde man die Unsummen nicht ausgeben. Hier müsste man endlich Transparenz schaffen.

Ist der Mensch manipulierbar?

Natürlich. Politik ist Verführung. Politische Entscheide werden nicht einfach rational gefällt. Das ist vielleicht ein Teil, der andere Teil ist die Emotion, ist das Herz. Das ist sehr beeinflussbar, im Übrigen ist auch der Verstand manipulierbar. Politik ist Beeinflussung. Das macht nicht nur die SVP, das habe auch ich gemacht.

Haben die Mächtigen nicht immer vor dem angeblich unmündigen Volk gewarnt? Sie waren als junger 68er selber Zielscheibe dieses Dünkels.

Ich bin nie bei den Radikalen mitmarschiert. Ich trat sehr früh der SP bei. Das war für die radikalen 68er sehr reaktionär. Als Dieter Meier 1968 prophezeite, Leuenberger werde einmal Bundesrat, war das kein Kompliment, sondern eine Beschimpfung. Ich war ein Verräter an der Revolution.

Warum marschierten Sie nicht bei den Heissspornen mit?

Ich war nie ideologisch verblendet. Wenn ich heute unser damals neuentworfenen Parteiprogramm der SP lese, wonach jeder Mensch sich frei nach seinen Neigungen und Fähigkeiten entfalten dürfe, empfinde ich das als sehr liberal.

Weshalb gingen Sie nicht in die FDP?

Im Basler Studentenparlament war ich als Schüler bei den Freisinnigen, bei den Radikalen. Aber später wechselte ich zur SP. Wir dachten, die SP berge das grössere Potenzial für umfassende Chancengleichheit.

Wo beginnt für Sie Populismus?

Wenn der Populist seinen Anhängern nur noch nach dem Munde redet, ihnen einfache Lösungen für schwierige Probleme verspricht und es in Wirklichkeit besser weiss.

Wie definieren Sie Moral?

Das sind gesellschaftliche Regeln über Gut und Böse, unabhängig davon, ob sie im Gesetz stehen. Die wichtigsten sind kodifiziert, die meisten aber sind es nicht. Sie beantworten die Frage: Was macht man, und was macht man nicht? Die moralische Diskussion an sich ist wichtig, sie gehört zur Politik, allerdings gibt es eben nicht nur eine Moral. Ich unterscheide davon das empörte Moralisieren. Da werden spontane Regeln für Exponierte geschaffen. Man wirft einer Politikerin vor, sie habe vor dreissig Jahren in ihrer Dissertation nicht korrekt zitiert.

Was ist das Böse in der Politik?

Ich misstrauere Leuten, die mit Emphase vom Bösen reden. Tony Blair hat das getan, um den Irakkrieg zu legitimieren. Dieses Entweder-oder lässt mich frösteln. Mich interessieren die Grautöne.



«Ich sah mich als Ausgleicher»: 1990.

Das Böse ist das überschliessende Gute.

Wer die Welt in Gut und Böse aufteilt, macht es sich einfach. Hier sehen Sie meinen Vorbehalt gegenüber dem Populismus: Der Differenzierte muss sich länger erklären. Der Populist führt verbal die scharfe, trennende Klinge. Schwarz und Weiss – anstatt Schattierungen. Er redet, um sich einzuschmeicheln. Die verführte Gruppe will, auch um ihren Zusammenhalt zu stärken, eine klare Aufteilung zwischen Gut und Böse. Der Nichtpopulist, der den Leuten sagen will, dass im Guten immer auch Böses steckt, steht da immer schon auf etwas verlorenem Posten.

Sie misstrauen den klaren Schlachtordnungen. Allerdings gibt es Situationen, in denen man Farbe bekennen muss: Kann es Neutralität gegenüber einem Hitler geben oder gegenüber einem Islamischen Staat?

Sicher keine Gesinnungsneutralität. Wie sich ein Staat verhält und welche Mittel er zur Bekämpfung einsetzt, ist dann etwas anderes. Wenn Sie meine Arbeit anschauen, zieht sich allerdings der Versuch, die andere Seite zu verstehen, durch. Ganz am Anfang meiner Bundesratskarriere hielt ich eine Neujahrspredigt im Berner Münster und stellte die Frage: «Was heisst eigentlich der biblische Satz «Liebet eure Feinde?»» Ich redete ganz gezielt mit Blick auf die gegnerische SVP und sagte: Egal, was wir von der Partei halten, mindestens ein Körnchen Wahrheit ist auch dort dabei. Man muss überall, auch dort, wo es auf Anhieb abwegig scheint, einen Kern von Wahrheit suchen. Wenn wir dies nicht mehr können oder wollen, enden wir im Schützengraben. Das ist nicht Altersmilde, das war immer ein Leitmotiv für mich.



«Umfassenderer Liberalismus»: mit Gattin Gret Loewensberg, Eltern Ruth und Robert Leuenberger.

Heute ärgern sich die Leute zum Beispiel darüber, dass kriminelle Ausländer nicht mehr ausgeschafft und Volksinitiativen nicht einigermaßen wortgetreu umgesetzt werden. Das ist doch nachvollziehbar und in Ordnung.

Initiativen können eben nicht immer wortgetreu umgesetzt werden. Ich konnte die Alpen-Initiative auch nicht vollständig umsetzen. Ich beobachte eine Veränderung des Inhalts von Volksinitiativen. Da werden eigentliche Glaubensbekenntnisse formuliert. Nehmen wir die Minarettinitiative: Die Minarette an sich sind kein Problem.

Für eine Mehrheit offenbar schon. Man sieht in ihnen Symbole einer integrationsunwilligen, religiösen, mitunter fanatischen Kultur.

Da muss ich Ihnen recht geben: Es geht um Symbole, um ein Glaubensbekenntnis. Darüber kann man diskutieren, aber es ist für Volksinitiativen und eine Abstimmung nicht geeignet. Die neue Verfassungsnorm löst kein Problem. Deswegen war die Vorlage unehrlich.

Hätte man die Minarettinitiative verbieten sollen?

Nein! Nicht alles, womit ich nicht einverstanden bin, muss verboten werden. Ich bin auch gegen die Erhöhung der Unterschriftenzahl. Aber man muss die Problematik ansprechen.

Was also sollte man tun, um die direkte Demokratie aus Ihrer Sicht zu verbessern?

Man muss darüber sprechen. Ich finde zum Beispiel, dass eine Regierungspartei nicht mit Volksinitiativen politisieren sollte. Einst sah sich die SP, ähnlich wie

heute die SVP, in der Minderheit, obwohl sie mit zwei Bundesräten in der Regierung war. Daraus leitete sie ihre moralische Befugnis ab, mit Volksinitiativen politische Propaganda zu betreiben. Dafür wurden die Initiativen aber nicht geschaffen.

Sondern?

Für echte Minderheiten, die nicht im Parlament oder gar in der Regierung vertreten sind. Heute werden Initiativen systematisch als Propagandainstrument missbraucht.

Sie kritisieren die neue SVP-Volksinitiative «Schweizer Recht statt fremde Richter». Sie haben früher selber gegen staatliche Gerichte gekämpft, gegen Richter, die im Namen des Rechts aus Ihrer Sicht Politik machten. Besteht diese Gefahr heute nicht mehr?

Wir sind der Europäischen Menschenrechtskonvention beigetreten, weil wir die Menschenrechte bei uns selber voll verankern wollten. Wir misstrauten unseren Gerichten – ob sie dies genügend garantieren. Zweitens wollten wir andere Länder mit in die Pflicht nehmen. Auch Ungarn und Rumänien sollen die Menschenrechte einhalten. Wir wollen ja keine politischen Flüchtlinge von dort aufnehmen müssen. Nun hat sich die Rechtsprechung entwickelt. Mag sein, dass es auch einige Urteile gibt, bei denen wir uns etwas an den Kopf greifen. Aber: Dass eine Verjährung bei Asbestfällen menschenrechtswidrig ist, musste uns zuerst Strassburg sagen. Zu Recht. Dass wir aber wegen eines oder zweier fragwürdiger Entscheide aus der Menschenrechtskonvention austreten sollten, wäre eine groteske Masslosigkeit. Es wäre auch undemokratisch.

Warum undemokratisch?

Weil ich inhaltliche Erwartungen an eine Demokratie habe. Eine Demokratie ist nicht bloss ein Abstimmungsverfahren. Zur Demokratie gehört die Berücksichtigung von Minderheiten, von Individualrechten. Zur Demokratie gehört die Gewaltenteilung, gehört der Rechtsstaat, gehört die völkerrechtliche Einbettung.

«Die Demokratie lebt von Voraussetzungen, die sie selber nicht garantieren kann. Das ist das Wagnis, das sie um ihrer Freiheit willen eingegangen ist.» So lautet ein berühmtes Zitat. Ihnen schwebt eine andere Form von Demokratie vor. Eine Art inhaltlich vorgekaute Demokratie. Ist das noch demokratisch?

Die inhaltlichen Grundlagen einer Demokratie, wie Vertrauen oder Solidarität, können nicht gesetzlich geschaffen werden. Da bin ich einverstanden. Das wird nur durch Diskussionen über Moral und kulturelle oder auch religiöse Traditionen geschaffen.

Ich habe den Eindruck, Sie trauen den Stimmbürgern, die anders abstimmen, als Ihnen lieb ist, nicht wirklich.

Doch. Ich bin ja sehr oft in der Minderheit. Ich habe das grösste Vertrauen in unser System, aber ich erlaube mir, ein paar Fragezeichen zu setzen.

Wer soll am Ende in der Schweiz die Gesetze bestimmen? Die Bürgerinnen? Oder auswärtige Gerichtsinstanzen, die demokratisch bei uns nicht legitimiert sind?

Wir schaffen zwar unsere Gesetze, aber wir sind nicht absolut souverän und autonom. Wir sind global vernetzt und immer auch abhängig von anderen. Statt das Unwort «autonomer Nachvollzug» zu pflegen, würden wir besser einen demokratischen Geist walten lassen.

Nicht die Mehrheit?

So absolut gilt das nicht. Die Mehrheit gibt die Richtung an. Aber die Entscheide der Mehrheit müssen immer unter Berücksichtigung der jeweils unterlegenen Minderheit umgesetzt werden. Dazu haben wir uns selber verpflichtet. Das gehört zu einer guten Demokratie.

Ein berühmter Schweizer Staatsrechtler nannte mit Blick auf die Schweiz die Demokratie die Hüterin der Menschenrechte. Sie brachten kürzlich die Idee eines Verfassungsgerichts als Hüter der Menschenrechte ins Spiel.

Die Wahrung der Verfassung obliegt dem Bundesrat und dem Parlament. Sie müssen völkerrechtswidrige Initiativen, die zwingendes Völkerrecht verletzen, verbieten. Wenn das funktioniert, braucht es kein Verfassungsgericht. Aber die Umsetzung von angenommenen Initiativen muss mit anderen verfassungsrechtlichen Bestimmungen austariert werden. Das gehört auch zur inhaltlichen Demokratie, wie ich sie mir vorstelle. >>>

Aber das Schweizervolk hat doch in der Vergangenheit immer wieder eine erstaunliche demokratische Reife bewiesen. Muss man an der direkten Demokratie herumdoktern?

Ein konkretes Beispiel: «Durchsetzungsinitiativen» und dergleichen sind für mich Ausdruck eines neuen antidemokratischen Egoismus, einer neuen kompromisslosen Sturheit der Mehrheit. Die Schweiz ist keine Mehrheitsdiktatur. Die Interessen der Minderheit sind zu berücksichtigen, denn die Demokratie ist für alle da, nicht nur für die Mehrheit. «Durchsetzungsinitiativen» führen zu einer solchen Mehrheitsdiktatur. Es geht um das von uns allen hochgeschätzte Prinzip der Verhältnismässigkeit. Wer dies als Demokratieverrat verteuelt, sägt an den Staatsäulen, die er zu pflegen behauptet.

Der Schweizer Historiker Thomas Maissen sagte in einem Interview, die direkte Demokratie gehöre nicht zum Wesen der Schweiz, weil sie erst relativ spät in unserer Geschichte eingeführt wurde. Was macht für Sie die Schweiz aus?

Die direkte Demokratie gehört dazu. Auch wenn die direkte Demokratie tatsächlich erst spät kam und wir die Landsgemeinden, an denen früher nur Verordnungen verlesen wurden, nicht idealisieren sollten. Die di-

rekte Demokratie hat uns enorme Vorteile gebracht. Sie ist auch eine Art Bildungsprogramm, weil sich die Leute intensiv mit wichtigen Fragen auseinandersetzen müssen.

Was gehört sonst noch zur Schweiz?

Die vielen Minderheiten – sprachliche, kulturelle – und dass die sich alle verwirklichen können, das Konsensdenken, die Kollegialität statt Parteikoalitionen. Das ist aber alles im Fluss.

Inwiefern ist die Schweiz im Fluss?

Ich habe zum Jubiläum des Wiener Kongresses darüber gesprochen: Früher waren die Landesgrenzen wichtig. Heute breitet sich über die Landesgrenzen hinaus eine Art globale Kommunikationsgesellschaft aus, die moralische Standards definiert, an denen man nicht mehr vorbeikommt. Hier dringen Ideen und Gedanken in die Schweiz, die unsere traditionelle Vorstellung von Souveränität und Neutralität herausfordern und aufweichen. Ein globales Moral- und Politikverständnis schlägt durch. Landesgrenzen und Kantonsgrenzen waren einst ein Identifikationsmerkmal. Sie sind es nicht mehr.

Ist das gut oder schlecht?

Es ist einfach so. Wir fangen an, unsere Identität immer stärker in Übereinstimmung mit internationalen Vorstellungen und Regeln zu definieren. Unsere Autonomie wird relativiert.

Was ist für Sie die wichtigste Botschaft der Schweizer Geschichte?

Die Gründung des modernen Bundesstaats 1848. Ich misstrauere allerdings den Jubiläen. Die werden für die eigene Meinung benutzt und missbraucht. Dagegen bin ich ja selber auch nicht geimpft.

Wird die Schweiz überleben oder sich auflösen wie ein Stück Zucker im Tee?

Sie wird überleben, wenn sie die wechselseitigen Abhängigkeiten richtig einschätzt.

«Sobald der liebe Gott in die Politik kommt, wird es brandgefährlich.»

Indem sie sich nicht einfach abschottet und sich einbildet, sie sei gänzlich eigenständig. Das Land ist in Bewegung. Und die Bewegung soll nicht aus Nostalgie verteuelt werden. Wir sind im Fluss.

Sie auch?

In den Grundüberzeugungen habe ich mich nicht verändert, aber bei deren Umsetzung bin ich nie sturen Dogmen gefolgt. Ich fand als Bundesrat, die beste Umsetzung des Service public sei durch Liberalisierungen zu erzielen. Und Solidarität wird durch freiwilligen Einsatz geschaffen, nicht durch den Staat verordnet.



Nachtaktiv.

Regelmässige Überprüfung Ihres Anlageportfolios.



Jetzt mehr erfahren:
www.ubs.com/advice-ch
044 238 14 28

Sie waren ein Verfechter einer modernen, reformorientierten Sozialdemokratie, wie sie in den neunziger Jahren weltweit sehr erfolgreich war. Heute scheint die SP das Rad zurückzudrehen, neue Ideologen wie Cédric Wermuth drängen nach vorne. Kommt hier ein neuer linker Dogmatismus?

Ich bin ehrlich gesagt nicht in der Lage, hier eine vernünftige Diagnose zu stellen. Und selbst wenn ich es wüsste, würde ich es meiner Partei nicht via *Weltwoche* mitteilen. Aber lassen Sie es mich allgemeiner sagen: Der Demokratie ist Egoismus inhärent. Das Glücksstreben findet sich in der Verfassungspräambel. Daraus leiten Menschen oder Gruppen Ansprüche ab, die oft auf Kosten späterer Generationen gehen. Das ist im Ökologischen, aber auch bei der Sozialversicherung so. Wie bringen Sie in einer Demokratie nachhaltige Entschiede zustande? Demokratie tendiert zur Besitzstandswahrung. Hier sehe ich ein grundsätzliches Problem, das nicht nur die SP betrifft.

Sie sind für eine aufgeklärte Diktatur, die im langfristigen Interesse einfach durchgreift?

Wenn ich der Diktator wäre ... Achtung, Ironie! Immer noch nicht geheilt ... Nein, ich bin für eine aufgeklärte Demokratie.

Ich bin überzeugt: Sie ist in der Lage, solche Probleme zu lösen.

Wir haben beim Theologischen begonnen, wir enden auch wieder dort: Inwiefern hat Ihre persönliche Vorstellung von Gott Ihre Art des Politisierens beeinflusst?

Sobald der liebe Gott in die Politik kommt, wird es brandgefährlich.

Gott kann auch eine Quelle der Demut und Bescheidenheit sein.

Wenn die eine Partei der anderen ihre Gottesbilder predigt, enden wir beim Gottesstaat. So sollten wir dieses Gespräch nicht enden lassen.

Glauben Sie etwas, oder glauben Sie nichts?

Die Frage ist mir zu persönlich. Darüber sollten wir ein gesondertes Interview führen.

Was ist das beeindruckendste Buch, das Sie in letzter Zeit gelesen haben?

In diesem Zusammenhang «Life of Pi», deutsch «Schiffbruch mit Tiger». Der Protagonist wächst mit allen Religionen auf, inklusive der Aufklärung. Dann erlebt er Menschen als schreckliche Kannibalen. Er verdrängt die Wahrheit und legt sich eine Art Tierfabel zurecht. «Meine Geschichte ist besser als die Wahrheit», rechtfertigt er sich. Er flüchtet in einen Glauben. Das ist eine religiöse, aber auch menschliche Aussage.

Inwiefern?

Es wäre schön, wenn es so wäre, wie er sich das zurechtlegt. Deshalb bindet er sich zurück und glaubt an seine Geschichte. So wird ihm das Leben und die Welt erträglich.

Wie ist zurzeit Ihre Stimmungslage als ehemaliger Bundesrat?

Gleich nach dem Rücktritt fiel ich in eine Baisse, und jetzt bin ich dabei, Neues zu entwickeln, und habe Freude daran.

Was ist Ihre grösste Stärke?

Vielleicht das Erklären. Ich hatte in der Schule selber Mühe zu begreifen und musste mir selber vieles umständlich erklären und konnte dann so auch anderen helfen, die Mühe hatten. Ich habe mich immer als Vermittler und Übersetzer verstanden. Schon als Anwalt an der Zürcher Langstrasse habe ich Leute, die sich nicht ausdrücken konnten, gegenüber Richtern vertreten, die nur ihre Juristensprache sprachen. Später vermittelte ich zwischen Fachleuten und den Stimmbürgern.

Und wie lautet Ihre wichtigste Überzeugung?

Ich glaube an das Gespräch. Deswegen wagten wir ja dieses Interview.

Moritz Leuenberger, 68, Rechtsanwalt, war von 1995 bis 2010 Vorsteher des Eidgenössischen Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation. Zwischen 1991 bis 1995 war er Justizdirektor des Kantons Zürich.



Proaktiv.

Garantierte Benachrichtigung bei Abweichungen des Portfolios von der Anlagestrategie.

UBS Advice.

Der Massstab in der Anlageberatung.
Zum attraktiven Pauschalpreis.





Es geht um mehr als den grenzüberschreitenden Stromhandel.

In geheimer Mission

Vor knapp zwei Monaten sah es nach einer Zwischenlösung beim Stromabkommen mit der EU aus. Jetzt hat der EU-Energiekommissar ein Treffen mit Doris Leuthard abgesagt. Plötzlich gibt sich die CVP-Bundesrätin zugeknöpft. *Von Hubert Mooser*

Bundesrätin Doris Leuthard schien sich ihrer Sache sicher: Nach einem Besuch im Januar in Brüssel sagte sie, EU-Energiekommissar Miguel Arias Cañete habe ihr beim Stromabkommen eine Tür geöffnet. Die EU sei, auf der Grundlage einer Interimslösung, bereit, der Schweiz Zugang zum neuen Strombinnenmarkt zu gewähren. Ab dem 1. Juli 2015 werden die nationalen und regionalen Strommärkte europaweit zu einem einzigen grossen Elektrizitätsmarkt zusammengeschlossen.

Die Schweiz würde hier gerne mitmachen, und die EU hätte die Eidgenossen auch gerne mit an Bord. Als Eintrittsticket dafür gilt jedoch ein Stromabkommen. Die Verhandlungen zu einem entsprechenden Vertrag sind aber auf Eis gelegt. Die EU will der Schweiz keinen Zugang zu neuen Bereichen des EU-Binnenmarktes gewähren, solange keine Lösung für die institutionelle Frage vorliegt. Es geht um neue Regeln bei der Übernahme von EU-Recht und gemeinsame Institutionen bei der Überwachung des Vollzugs

und bei der Streitschlichtung. Ganz im Sinne der EU-Kommission warnte der Schweizer Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) Ende des letzten Jahres im Nationalrat: Es sei aussichtslos, mit der EU neue Verträge abzuschliessen zu wollen, bevor die institutionelle Frage geklärt sei.

Und nun eröffnet Energiekommissar Cañete Bundesrätin Leuthard plötzlich eine Übergangsregelung, wie die Schweiz trotzdem am Elektrizitätsbinnenmarkt teilnehmen könne – auch wenn die institutionellen Fragen nicht abschliessend geklärt seien. Was der Spanier Cañete im Wortlaut sagte, weiss man nur von Leuthards Presseleuten. Er habe eine Lösung «wie mit Norwegen» vorgeschlagen. Das bedeutete, dass eine Efta-Behörde überwachen würde, dass die Schweiz keine regelwidrigen Stromsubventionen verteilt. Käme es zum Streit, hätte der Efta-Gerichtshof das letzte Wort. Die Interimslösung wäre zudem bis 2016 befristet. Gibt es bis dahin keine Einigung zu einem institutionellen Rahmenabkommen,

würde der Interimsvertrag automatisch auslaufen. Der Deal müsste bis im Juni stehen. Leuthard selber fand, dies sei ein sportlicher Zeitplan, aber es sei machbar. Auch das nächste Treffen mit Cañete stand bereits fest. Der Spanier wollte Ende März in die Schweiz kommen – um sich einen Überblick über die Arbeiten an der Zwischenlösung zu verschaffen. Leuthards Umfeld streute den Besuch Cañetes prominent auf allen Kanälen. Seither herrscht Funkstille.

Für einmal ist es nicht Yves Rossier

Knapp zwei Monate später sagt das Departement Leuthard auf Anfrage: Der EU-Energiekommissar habe seinen Besuch in der Schweiz absagen müssen. Gründe nennt man keine. Und auch zu einem allfälligen neuen Termin für ein Treffen zwischen Leuthard und Cañete gibt es nur vage Angaben – wahrscheinlich Ende April oder Anfang Mai. Man arbeite mit Hochdruck am Dossier, und die Zeit dränge. Verschwiegen gab sich Leuthard auch am

Montag vor einer Woche in der Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek) des Ständerates. Die Urek besprach in Anwesenheit der CVP-Bundesrätin die Energiestrategie 2050. Die Teilnahme am europäischen Strombinnenmarkt ist dabei ebenfalls von Bedeutung. «Dazu erfolgten aber materiell keine neuen Informationen», bedauert Urek-Präsident Ivo Bischofberger (AI). Das Letzte, was er von Bundesrätin Leuthard gehört habe, sei, dass es wahrscheinlich gut komme, sagt CVP-Parteichef Christophe Darbellay. Aber das sei auch schon eine Weile her. Da ist er wieder, dieser Mix aus Verschwiegenheit, Halbwahrheiten und Unvermögen – wie bei allen Geschäften, die in irgendeiner Form mit der EU zu tun haben.

Leuthards Geheimniskrämerei, Cañetes plötzliche Absage: Das deutet darauf hin, dass der Bundesrat noch nicht weiss, was er mit der Offerte des EU-Energiekommissars anfangen soll. Die betroffenen Departemente von Leuthard und Burkhalter haben offenbar noch keinen gemeinsam gangbaren Weg gefunden.

Nach aussen gab sich Aussenminister Didier Burkhalter zwar kollegial und wohlwollend, als Leuthard mit dem Vorschlag aus Brüssel zurückkehrte. Bei der Diskussion im Bundesrat wollte der Neuenburger aber wie gewohnt nicht Farbe bekennen. Lieber lässt er seine Mannschaft im Hintergrund wirken. Leuthard habe es irgendwie geschafft, den Efta-Gerichtshof wieder ins Spiel zu bringen, kolportierten seine Leute nach dem Auftritt der Energieministerin in Brüssel – obwohl der Bundesrat bei den institutionellen Fragen eine Lösung über den Europäischen Gerichtshof (EuGH) beschlossen habe. Burkhalters Chefunterhändler, Staatssekretär Yves Rossier, führt mit der EU Verhandlungen in diese Richtung. Sollte es im Stromabkommen zu einer Interimslösung mit dem Efta-Gerichtshof kommen, könnte dies Rossiers bisherige Verhandlungen zu einem Rahmenabkommen präjudizieren. Für einmal soll es aber nicht Rossier sein, der Stimmung mache, sondern Botschafter Henri Gétaz, der Chef der Direktion für europäische Angelegen-

heiten, betonen bundesratsnahe Kreise. Zur Information: Der Efta-Gerichtshof überwacht die Einhaltung der Verträge zwischen der EU und den EWR-Staaten Island, Liechtenstein und Norwegen.

Merkwürdige Freunde in Brüssel

Ob Efta-Gerichtshof oder EuGH, das ist eigentlich ein Streit um des Kaisers Bart. Für alt Bundesrat Christoph Blocher sind die Unterschiede minim. Und ob die Schweiz beim Efta-Gerichtshof tatsächlich eigene Richter stellen darf – das hat die Leuthard-Mannschaft im vertrauten Kreise verschiedentlich hervorgestrichen –, ist wohl noch nicht bis ins letzte Detail geklärt. Die SVP und Blocher lehnen beide Lösungen auf jeden Fall ab. Vor diesem Hintergrund hat auch eine zeitlich befristete Interimslösung für das Stromabkommen einen schweren Stand. Und langsam läuft Leuthard die Zeit davon. Seit 2007 dauern die Verhandlungen an. Zuerst ging es nur um den Zugang der Schweiz zum europäischen Strommarkt. Aber 2010 erweiterte der Bundesrat das Mandat. Inzwischen geht es um mehr als bloss den grenzüberschreitenden Stromhandel. Es geht auch um gemeinsame Sicherheitsstandards und die Mitgliedschaft der Schweiz in den entsprechenden europäischen Gremien. Es geht aber auch um europäische Regeln beim Zubau erneuerbarer Energieträger wie Sonne und Wind. Die EU schreibt hier der Schweiz einen Anteil von zwanzig Prozent vor. Gegen diese Vorgabe wehren sich die Schweizer Unterhändler. Leuthard sah bisher in dem Abkommen eine grosse Chance für die Schweizer Strom- und Cleantech-Branche. Aber der angebliche Schweizer Freund und langjährige EU-Chefkommissar José Manuel Barroso machte der Schweizer Energieministerin einen Strich durch die Rechnung. Im Spätherbst 2014 liess er durchblicken, dass, solange die Fragen zu der künftigen institutionellen Beziehung zwischen der Schweiz und der EU nicht geklärt

seien, die EU der Schweiz eine stärkere Partizipation am Binnenmarkt verwehren werde. Die NZZ befand nun plötzlich, ein Abseitsstehen wäre kein Weltuntergang. Und auch Leuthard selber buchstabierte in einem Interview mit der Wirtschaftszeitschrift *Bilanz* teilweise zurück: «Im besten Fall ändert sich nichts. Aber wir müssen damit rechnen, dass die Schweiz ab 2015 als Drittstaat behandelt wird und hiesige Unternehmen über höhere Preise beim Stromeinkauf diskriminiert werden.» Unternehmerinnen wie die Ems-Chemie-Chefin Magdalena Martullo-Blocher, Tochter von Christoph Blocher, sind trotzdem überzeugt, dass die Schweiz kein Stromabkommen braucht. Druck machen ja vorläufig auch vor allem die Stromunternehmen und Kraftwerksbetreiber.

Cañete will Schweiz ins Boot holen

Letzten Dezember bei der Klimakonferenz im fernen Peru kam man sich wieder näher: Es klinge von Seiten der EU nicht mehr ganz so absolut, fand Leuthard. Der Eindruck verstärkte sich beim Treffen mit EU-Vertretern anlässlich des WEF in Davos. Leuthard schwebte zu diesem Zeitpunkt noch eine ganz andere Lösung vor – eine Teilnahme am europäischen Strommarkt auf der Basis eines technischen Interimsvertrages. Die Eidgenössische Elektrizitätskommission (Elcom) hatte die technischen Voraussetzungen dafür bereits in die Wege geleitet.



EU-Mann Cañete.

Aber am 29. Januar 2015 zauberte Energiekommissar Cañete einen anderen Vorschlag aus dem Hut.

Der europäische Strombinnenmarkt nimmt inzwischen immer konkretere Formen an. Bei der Lancierung des Projektes im Februar 2015 in Brüssel kam der Spanier auch auf die Schweiz zu sprechen: «Wir haben die Schweiz nicht vergessen», sagte er. Die Schweiz werde ihren Platz im europäischen Strommarkt haben. «Aber vorher werden wir ein Stromabkommen abschliessen.» Bern reagierte nicht. ○

Wieder in den Regierungsrat

Markus Kägi



Zusammen mit **Ernst Stocker** (bisher),
Thomas Heiniger (bisher),
Silvia Steiner und **Carmen Walker Späh**

Für die Menschen im Kanton Zürich

www.markuskaegi.ch

Überparteiliches Komitee



Tyrannie der Wenigzahler

Die Erbschaftssteuer-Initiative ist ein raffiniertes Einbruchwerkzeug. Bei einer Annahme würden Raubzüge gegen Reiche noch einfacher.
Von Beat Gygi und Jonas Baumann (Illustration)

«Wir sind in der Überzahl, führen wir doch eine Abstimmung durch, wir beschliessen einfach, dass wir den andern Geld wegnehmen.» Die Haltung, die hinter solchen Sprüchen steckt, würde man spontan wohl als frech oder räuberisch beschreiben, als abnormales Verhalten, das im geordneten Zusammenleben keinen Platz hat. Aber bei näherem Hinschauen zeigt sich dieses Grundmuster in zahlreichen Organisationen und Gesellschaften. Diese Haltung ist typisch für Politiker, die ihre Karriere vor allem mit Umverteilen von Geld und Vorteilen und mit hoheitlich organisiertem Zugriff auf Einkommen und Vermögen anderer machen. Diese Vorgehensweise, auch als Tyrannie der Mehrheit bekannt, kommt auf vielen Gebieten zum Zug und scheint vor allem im linken Lager auf dem Weg einer Professionalisierung zu sein. Eine besonders raffinierte Variante, sozusagen ein strukturiertes Produkt der mehrfachen Mehrheitstyrannie, findet sich jedenfalls in der Erbschaftssteuer-Initiative, die am 14. Juni zur Abstimmung kommt.

Mehrheit der Wenigzahler

Die Grundmuster sind im politischen Alltag freilich allgegenwärtig. Eine der bekanntesten und universellsten Einrichtungen zur legalen Aneignung fremder Mittel via Mehrheitsregel ist die Uno mit ihren gut 190 Mitgliedsländern. Diese offiziell zur Förderung von Frieden und Zusammenarbeit gedachte Organisation ist durch anhaltende und immer neue Umverteilungskämpfe geprägt. Ein Grund dafür ist das schiefe Verhältnis zwischen Finanzierung und Stimmenverteilung. Rund 40 Prozent des Uno-Haushalts werden durch drei Länder bestritten, nämlich durch die USA mit 22 Prozent, Japan mit knapp 11 Prozent und Deutschland mit gut 7 Prozent. Die grosse Zahl der Entwicklungsländer dagegen bezahlt fast nichts. Bei Abstimmungen gilt aber das Prinzip: ein Land, eine Stimme. Es liegt nah, dass die grosse Mehrheit der Wenigzahler im Zusammenspiel mit der sie unterstützenden Uno-Bürokratie primär jene Themen auf die Traktandenliste setzen, bei denen sie die Nutzniesser sind, denn sie gewinnen jede Abstimmung, und bezahlt wird das meiste von den USA und ein paar andern westlichen Ländern.

In der EU läuft seit Jahrzehnten ein ähnliches Spiel. Deutschland ist Nettozahler und finan-

ziert massgeblich viele der Vorhaben, die vor allem Frankreich, Grossbritannien, Italien, Spanien und oft auch den kleineren Ländern entgegenkommen. In der Schweiz ist der Gebrauch der einfachen Mehrheitsregel ebenfalls keine harmlose Angelegenheit. Der Finanzausgleich zwischen den Kantonen etwa führt zu immer grösseren Geldflüssen von den Gebern zu den Nehmern. Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass die Empfängerkantone in der Mehrheit sind und mit der Waffe der Mehrheitsregel von den zahlenden Kollegen steigende Zuwendungen verlangen können. Genau nach diesem Muster hat sich der Ständerat kürzlich dagegen entschieden, den Finanzausgleich durch Verringerung der Transfers zwischen den Kantonen zu reformieren.

Eine grosse Gruppe von weniger Vermögenden nimmt einer kleineren Gruppe von Reichen Substanz weg – alles ganz legal dank der Mehrheitsregel. Diese Formel ist nicht nur bei Umverteilern in internationalen Organisationen oder beim Finanzausgleich zwischen Kantonen beliebt, sondern wie oben erwähnt auch in der Sozialpolitik. Mit der Erbschaftssteuer-Initiative läuft in der Schweiz sozusagen ein hochgezüchteter Versuch, den die politische Linke mit SP, Grünen, EVP und CSP sowie dem Gewerkschaftslager lanciert hat, um von der wohlhabenderen Schicht ein Stück ihres Vermögens an sich zu ziehen. Der Fraktionschef der Sozialdemokraten, Nationalrat Andy Tschümperlin, hat im Dezember im Parlament plastisch beschrieben, wie der Raubzug einer grossen Mehrheit auf eine kleine Minderheit aussehen kann: «Die Initiative will die 2 Prozent der grössten Vermögen besteuern. Die an-

Sollte die Initiative angenommen werden, würde der Fiskus weit in die Vergangenheit zurückgreifen.

deren 98 Prozent der Steuerpflichtigen werden entlastet, weil mit der Initiative die kantonalen Erbschafts- und Schenkungssteuern für nicht direkt Verwandte wegfallen.»

Die Volksinitiative «Millionen-Erbschaften besteuern für unsere AHV» verlangt die Einführung einer nationalen Erbschafts- und Schenkungssteuer, welche die heutigen, kantonal geregelten und unterschiedlichen



Der Kreis der Belasteten ist erheblich grösser als

Erbschaftssteuern ersetzen und bundesweit vereinheitlichen soll. Gefordert wird, dass Erbschaften in der Höhe von über zwei Millionen Franken landesweit uniform mit einem Steuersatz von 20 Prozent besteuert werden. Der Ertrag aus dieser Steuer – je nach Ausnahmeregeln zwei bis drei Milliarden Franken pro Jahr – soll zu zwei Dritteln in den AHV-Ausgleichsfonds fliessen und zu einem Drittel bei den Kantonen verbleiben. Zudem sieht die Initiative vor, Schenkungen bereits rückwirkend ab Anfang 2012 dem Nachlass zuzurechnen. Sollte die Initiative angenommen werden, würde der Fiskus also nach einer jahrelangen Ausarbeitung des Gesetzes weit in die Vergangenheit zurückgreifen und neue Vorschriften auf alte Sachverhalte anwenden.

Vertrauen in Rechtsstaat hat gelitten

Diese Rückwirkung war lange umstritten, gilt nun nach politischem und juristischem Seilziehen aber offenbar als vertretbar – wobei die Kritiker später eventuell doch noch stärker werden könnten. Die Kosten solcher Willkür sind bereits sichtbar. Noch ist in frischer Erin-



von den Initianten dargestellt.

nerung, wie es gegen Ende 2011 einen Ansturm von Immobilieneigentümern auf Notariate und Anwälte gab, um durch hastiges Überschreiben von Häusern und Grundstücken noch vor Anfang 2012 das Eigentum davor zu schützen, dass die Erbschafts- und Schenkungssteuer bei einer allfälligen späteren Annahme der Initiative einen Teil des Vermögens aufzehren kann. Das Vertrauen der Steuerzahler in den Rechtsstaat hat gelitten.

Die Linke zählt derweil darauf, dass ihr geplanter Übergriff auf hohe Vermögen bei zahlenmässiger Überlegenheit der Nutzniesser von 98 zu 2 grossenteils als demokratisch legitimiert empfunden werden sollte. Allerdings ist der Kreis der Belasteten viel grösser als von den Initianten dargestellt. Vor allem für Familienunternehmen könnte eine Erbschaftssteuer so belastend werden, dass eine Firmenübergabe an die nächste Generation das Geschäft einschränkt oder gar erstickt. Zahlreiche KMU sind bedroht. In der Initiative sind für Unternehmen und Landwirtschaftsbetriebe zwar besondere Erleichterungen erwähnt für den Fall, dass sie von den Erben mindestens zehn

Jahre weitergeführt und die Arbeitsplätze erhalten werden, aber es ist offen, wie gross die Erleichterungen und an welche Bedingungen sie geknüpft wären. In Deutschland sind die Spielräume zur Entlastung von Firmen soeben richterlich eingeschränkt worden. Dies gibt auch mit Blick auf die Schweiz Anlass zur Vorsicht, zumal auch die Willkür der Rückwirkung nicht vergessen ist.

Die Urheber der Erbschaftssteuer-Initiative haben jedoch raffinierte Querverbindungen eingebaut. So sollen zwei Drittel der Einnahmen an die AHV gehen; das dürfte auf dem Gebiet der Altersvorsorge helfen, auch da eine Tyrannei der Mehrheit zu aktivieren. Die älteren Generationen machen ja allmählich die Mehrheit des Stimmvolks aus, und als Empfänger von Renten dürften sie an einer Umleitung der Erbschaftssteuer zur AHV interessiert sein. Der Appell «Den Reichen Geld wegnehmen» wird also flankiert durch den Slogan «und dieses der AHV geben». Hinzu kommt das eher weiche Argument, dass eine Erbschaftssteuer im Kern ein liberales Anliegen sei. Balthasar Glättli, Nationalrat der Grünen, formulierte es

im Parlament so: «Sie sprechen von Sozialismus. Ich spreche von Leistungsgerechtigkeit. Was hat jemand denn an Leistung beigetragen, wenn er oder sie das Glück hat, als Erbin oder als Erbe geboren zu sein? Die Liberalen sind doch hingestanden und haben gekämpft, zu Recht gekämpft gegen den Adel der Geburt.» Erbschaftssteuer schaffe Chancengerechtigkeit, weil Leistung so mehr zähle, Herkunft weniger, lautet das Argument der Linken, die oft auch

Balthasar Glättli: «Sie sprechen von Sozialismus. Ich spreche von Leistungsgerechtigkeit.»

betonen, dass selbst der liberale Vordenker John Stuart Mill die Erbschaftssteuer für sinnvoll gehalten habe. Es stimmt, unter Liberalen hat die Ansicht, dass eigentlich jede Generation aus eigener Kraft ihre Karriere angehen sollte, etliche Anhänger. Aber dies ist nicht ihr einziger Blickwinkel, sie achten auch auf den Schutz der Eigentumsrechte, und in dieser Hinsicht ist die Erbschaftssteuer-Initiative verheerend.

Enteignung bestimmter Gruppen

Wenn eine Mehrheit Abstimmungen systematisch zum Überstimmen einer Minderheit einsetzt, führt dies zur Unterdrückung und Enteignung bestimmter Gruppen. Eine Studie des Think Tanks Avenir Suisse zeigt, dass die wirtschaftskritischen Volksinitiativen zugenommen haben. Die Erbschaftssteuer-Vorlage würde zudem eine neue Bundessteuer schaffen, die sich neben sieben oder acht anderen Steuerarten, die bereits auf Bundesebene uniform eingerichtet sind, für immer festsetzen würde. Da der Wettbewerb zwischen den Kantonen verschwände, könnte sich das zentralistische Inkasso-Regime ungestört entwickeln. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

● **Kartellgesetz**
Gefährliches Herumflücken
am Wettbewerbsrecht

● **KMU aktuell**
Neue Billag-Mediensteuer

Genug Steuern –
Schweizer arbeiten
über die Hälfte des
Jahres für den Staat.
Mittwoch, 15. April,
21 Uhr auf



www.gewerbezeitung.ch

«Wir sind keine politischen Eunuchen»

«Vorteil Schweiz» heisst der Verein, der mit den Millionen von Unternehmern wie Hansjörg Wyss und Jobst Wagner für die Öffnung des Landes werben will. Dafür setzt sich auch Raymond Loretan ein, einst Euro-Turbo der CVP, jetzt Verwaltungsratspräsident der SRG. Warum? *Von Markus Schär*

Herr Loretan, warum machen Sie in einer «Kampftruppe gegen Blocher» mit?

Ihre Frage ist verdreht, Sie wollen einfach auf Polemik machen.

Der Ausdruck stammt nicht von uns, sondern von der *Sonntagszeitung*, die Ihnen eine Plattform bot.

Die Medien müssen ja zuspitzen. Aber ich politisiere nicht über Zeitungen. Ich kämpfe nicht gegen Christoph Blocher; ich achte seine Meinung, doch ich teile sie nicht. Wir wollen einfach eine Bewegung bilden, die objektiv informiert, wie die Schweiz zu Europa und zur Welt steht.

Darüber reden seit dem 9. Februar 2014 viele. Sie traten bisher nicht in der Öffentlichkeit auf.

Sie sehen aber in meinem Lebenslauf, dass ich mich seit je für eine offene Schweiz einsetze. Ich führte schon 1979 als Zentralpräsident des Schweizerischen Studentenvereins eine Kampagne für den Uno-Beitritt, und ich sorgte 1992 als Delegierter für europäische Fragen im Wallis mit dafür, dass der Kanton dem EWR-Beitritt zustimmte. Jetzt lebe ich als Walliser in Genf und sass im Verfassungsrat: Die Offenheit der Schweiz ist für Genf lebenswichtig. Darum machte ich vor einigen Monaten schon beim Aufruf «Die Schweiz in Europa» mit. Jeder weiss, wo ich stehe.

Ein anderes Blatt schrieb, Sie bildeten einfach «noch einen Verein», der gegen Blocher für eine offene Schweiz kämpft.

Der Mehrwert dieses Vereins ist es, die anderen Gruppen zusammenzubringen. Wir wollen bieten, was bisher fehlte – auch bei der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative: objektive Information dazu, welche Rolle die Schweiz in Europa und in der Welt spielt – was also auf dem Spiel steht. Wir wollen die grossen Zusammenhänge aufzeigen.

Dafür geben Ihnen Ihre Geldgeber, die Unternehmer Hansjörg Wyss und Jobst Wagner, bis zu sieben Millionen Franken. Aber Economiesuisse setzte allein vor der Abstimmung am 9. Februar 2014 ein Mehrfaches ein. Können Sie mehr Wirkung erzielen?

Wenn ich nicht daran glaubte, würde ich nicht mitmachen. Wir richten uns in der Schweiz immer auf Abstimmungen und Wahlen aus. Daneben brauchen wir eine



«Jeder weiss, wo ich stehe»: SRG-Verwaltungsratspräsident Loretan.

Grundwelle von Information, die nicht von den politischen Terminen diktiert ist. Es lohnt sich, nochmals einen Versuch zu wagen. Die Zahl von sieben Millionen hat übrigens die *Sonntagszeitung* kolportiert. Es gibt heute zwar einen substanziellen Betrag, damit «Vorteil Schweiz» starten kann. Aber diese Zahl liegt weit unter der genannten Summe.

Was machen Sie konkret? Bisher spricht der Verein vage von «Aktivitäten in Schulen und Unternehmen, aber genauso Events, beispielsweise Konzerten».

Es gibt im Juni eine umfassende Information dazu, warten wir bis dahin.

Was machen die Parteien falsch, dass es Ihren Verein braucht?

Sie machen Politik, und sie müssen Wahlen gewinnen. Wahrscheinlich fehlt es ihnen auch an Mut; die Diskussion über die EU und über das Völkerrecht macht im jetzigen Umfeld Angst. Deshalb ist es gut, wenn eine offene Bewegung für die Meinungsbildung sorgt. Wir müssen parteiunabhängig denken. Ich bin sicher, es gibt selbst bei der SVP Leute, die zu uns kommen. Ich kenne einige, die uns unterstützen.

Ihre erste Priorität ist es, die Bilateralen zu retten.

Wir wollen über die Beziehungen der Schweiz zu Europa informieren. Dafür gab es bisher keine bessere Idee als die Bilateralen.

Dagegen spricht sich die grosse Mehrheit ja gar nicht aus. Aber eine Mehrheit – das zeigte sich bei der Masseneinwanderungsinitiative – fordert auch ein Entgegenkommen von der EU bei der Personenfreizügigkeit.

Die Schweiz ist bekannt als harte Unterhändlerin. Ich bin optimistisch für die Verhandlungen.

Was heisst das?

Ich bin sicher, dass wir zu einer Lösung im Sinn des freien Personenverkehrs kommen. Und wenn wir keine finden, müssen wir dem Volk die Frage nochmals stellen. Es wäre nicht das erste Mal, dass wir nochmals über ein Thema abstimmen, beim Frauenstimmrecht brauchte es drei Anläufe.

Was halten Sie denn als Diplomat von der Verhandlungsposition des Bundesrates, der ständig von sich aus darauf hinweist, dass die EU von ihrem Grundsatz der Personenfreizügigkeit nicht abweichen könne?

Als Diplomat kritisiere ich nicht die Diplomatie, solange sie verhandelt. Ich will nicht unsere Position schwächen, wie es gewisse Leute dauernd tun.

Vor allem der Bundesrat, wenn er sich die Position der Gegenseite zu eigen macht.

Lassen wir ihn jetzt verhandeln. Und dann stimmen wir allenfalls nochmals ab.

Sie können die Bilateralen in der heutigen Form gar nicht bewahren. Es gibt nur entweder eine weitere Annäherung an die EU mit einem Rahmenabkommen, was Blocher als schleichenden Beitritt bezeichnet, oder eine Lockerung der Verträge mit Einschränkungen bei der Personenfreizügigkeit.

Das stimmt doch nicht. Es gibt eine weitere Lösung: Wir können uns einfach wieder für den freien Personenverkehr aussprechen. Was auf dem Spiel steht, wenn wir ihn einschränken, erlebe ich jeden Tag: Ich führe als Verwaltungsratspräsident das Genolier Swiss Medical Network von Privatspitälern; wir behandeln viele Patienten aus dem Ausland, exportieren also unsere Leistungen, und beschäftigen über sechzig Prozent ausländische Arbeitskräfte. Und ich lebe in Genf, es ist zweiter Weltsitz der Uno und Sitz von zahlreichen internationalen Organisationen, also ein wichtiges Instrument unserer Aussenpolitik. Die Stellung der Stadt hängt direkt davon ab, ob wir ein

«Ich bin sicher, es gibt selbst bei der SVP Leute, die zu uns kommen.»

offenes Land bleiben, vor allem aber auch davon, ob wir das Völkerrecht und die Menschenrechte respektieren. Diese Stellung ist schon heute nicht leicht zu halten; es gibt eine grosse Konkurrenz von anderen Städten, die die Position von Genf anstreben und viel mehr Mittel einsetzen, um internationale Organisationen anzuziehen. Das unterschätzen die Schweizer. Und darauf wollen wir mit unserem Verein hinweisen – unser Einsatz geht also über die Europafrage hinaus.

Sie grenzen sich von den Euro-Turbos ab, also vor allem von der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz, weil die Schweizer nichts von einem EU-Beitritt wissen wollen. Dabei waren Sie zumindest früher selber ein Euro-Turbo.

Falsch: Ich war ein EWR-Befürworter, kein Euro-Turbo.

Sie schrieben 1997, als Sie als CVP-Generalsekretär abtraten, in der NZZ, der Weg der Schweiz führe langfristig in die EU. Und Sie forderten, die CVP müsse «die führende Rolle in der Frage der europäischen Integration unseres Landes übernehmen».

Wer den EU-Beitritt als Option bezeichnet, ist doch kein Euro-Turbo. Es wäre falsch, sich Optionen zu verschliessen. Es gab damals die Möglichkeiten der Bilateralen, des EWR oder der EU; es ging nur darum, eine offene Vision zu entwickeln. Jetzt machen wir, was im Interesse der Schweiz liegt.

Wenn es in zehn, zwanzig oder dreissig Jahren im Interesse der Schweiz liegen könnte, der EU beizutreten, wollen wir das doch nicht ausschliessen. Niemand weiss, wie Europa in zwanzig Jahren aussieht, auch Sie nicht. Also müssen wir kurzfristige Kämpfe führen, um grundsätzliche Optionen offenzuhalten. Das ist meine persönliche Meinung; «Vorteil Schweiz» hat sich darüber nicht ausgesprochen.

Finden Sie es nicht heikel, wenn Sie als Verwaltungsratspräsident der SRG, noch dazu vor der Abstimmung über die Medienabgabe, in eine so polarisierte Debatte eingreifen?

Erstens: Das ist keine polarisierte Debatte – es geht nur um objektive Information. Und zweitens: Das hat mit der SRG gar nichts zu tun; ich setze mich als Privatperson für den Verein «Vorteil Schweiz» ein, aufgrund meiner Legitimation, die ich Ihnen genannt habe. Die Verwaltungsräte der SRG müssen doch keine politischen Eunuchen sein. Weshalb sollte ich mich nicht zur Zukunft der Schweiz äussern dürfen, also auch zur Beziehung zu Europa oder zur Wahrung der Menschenrechte?

Es fällt einem einfach auf, dass sich der ganze Verwaltungsrat der SRG Ihrem Verein anschliessen könnte. Die Frage stellt sich also, wie repräsentativ er für die Gebührenzahler ist.

Sie wissen aber, wie sich der Verwaltungsrat der SRG zusammensetzt? Vier Mitglieder sind die Präsidenten der Regionalgesellschaften, von diesen demokratisch gewählt. Zwei wählt der Bundesrat und drei eine Delegiertenversammlung, die von den Regionen abgeordnet wird. Repräsentativer geht es nicht. Ausserdem wissen Sie, dass es zwischen dem Verwaltungsrat und den Programmbeauftragten eine Firewall gibt: Wir greifen nicht ins Programm ein, die Unabhängigkeit der Journalisten bleibt gewahrt. Das ist sogar gesetzlich festgenagelt.

Können Sie denn garantieren, dass die SRG-Medien unparteilich über die Debatte zur Zukunft der Schweiz in Europa berichten?

Ja, selbstverständlich.

Der SRG-Generaldirektor, Roger de Weck, ist immerhin einer der grössten Euro-Turbos des Landes.

Er hält sich an dieselben Regeln wie wir: Er garantiert die journalistische Unabhängigkeit.

Sie greifen aber auch nicht ein, wenn es Fehlleistungen gibt, so in einer «Sternstunde Philosophie», in der die Moderatorin mit zwei gleichgesinnten Gästen über die Mehrheit Herzog, die der Masseneinwanderungsinitiative zustimmte.

Sie werden verstehen, dass ich mich dazu nicht äussere – das darf ich nicht und will ich auch nicht. Aber ich höre, was Sie sagen. ○



Es winken Studioführungen im Leutschenbach: Mitgliederwerbung am SRG-Messestand an der Luga in Luzern.



Ohne Konsequenzen: Casanova.



Ämtersammler: Baumeler (CVP).

Der lukrative Scheinverein SRG

Mit ihren unzähligen Gremien und Kontrollstellen hat sich die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) eine ausgeklügelte pseudodemokratische Struktur zugelegt. Auf den üppig bezahlten Posten sitzen meist Parteianghörige und ehemalige Staatsdiener. *Von Rico Bandle*

Zwei Unterhaltungsbetriebe in der Schweiz kennt jedes Kind: den Circus Knie und die SRG. Der grösste Unterschied zwischen den beiden: Der Circus Knie kommt ohne Subventionen aus, nennt sich aber stolz «Nationalcircus»; die SRG kassiert jährlich 1,2 Milliarden Franken an staatlich verordneten Gebühren, möchte aber auf keinen Fall als «Staatsender» betrachtet werden.

Tatsächlich ist die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) formaljuristisch ein privater Verein. Mit einem weitverzweigten Netz an Regionalgesellschaften, Publikumsräten und einer Ombudsstelle versucht sie, den Schein der Unabhängigkeit zu wahren. Schaut man etwas genauer hin, so merkt man: Die vielfach hochbezahlten Ämter sind zu einem grossen Teil von Parteianghörigen – mehrheitlich aus dem CVP-Umfeld – und ehemaligen Staatsbediensteten besetzt. Ganz

oben in der Hierarchie, im Verwaltungsrat, besteht immerhin eine gewisse Verantwortung und Entscheidungsbefugnis. Weiter unten jedoch, auf der Ebene der SRG-Regionalgesellschaften, findet sich eine unübersichtliche Anzahl operettenhafter Milizgremien, die allesamt Mitsprache versprechen, aber – zum Glück für die SRG-Journalisten – über keinerlei Entscheidungs- oder Weisungsbeziehung verfügen.

Verwaltungsrat — Von den neun SRG-Verwaltungsräten gehören vier der CVP an, darunter Präsident Raymond Loretan, je einer der SVP und der SP, drei sind parteilos oder sind bisher nie parteipolitisch in Erscheinung getreten. Die Mehrheit war einst in leitender Funktion im öffentlichen Dienst tätig – als hätten die Beamten als Dankeschön für ihre Arbeit noch ein lukratives SRG-Pöstchen erhalten. Das Amt eines

SRG-Verwaltungsrats ist höchst attraktiv. Nie steht er im Fokus der Öffentlichkeit – alle Kritik prasselt über die Generaldirektion unter Roger de Weck nieder –, ist aber üppig bezahlt. Gemäss Kaderlohnreport des Bundes 2013 handelt es sich bei einem normalen Verwaltungsratsmandat um ein Zwanzig-Prozent-Pensum, das im Schnitt mit 72 533 Franken entlohnt wird. Hochgerechnet auf hundert Prozent, ergibt dies, inklusive Spesen- und Repräsentationspauschalen, ein stolzes Gehalt von 362 665 Franken. Das Präsidium ist mit einem Fünfzig-Prozent-Pensum angegeben, Loretan erhält dafür 152 800 Franken. Hochgerechnet auf hundert Prozent, verdient er mit 305 600 Franken erstaunlicherweise weniger als die ordentlichen Verwaltungsräte.

Delegiertenversammlung — Hauptaufgabe der 41-köpfigen Delegiertenversammlung ist

die Wahl von drei der neun Verwaltungsräte und des Verwaltungsratspräsidenten. Ansonsten haben die 41 Delegierten, die mehrheitlich von den Regionalgesellschaften bevollmächtigt sind, in erster Linie Entscheidungen von Verwaltungsrat und Generaldirektion zu bestätigen.

Regionalrat—Jeder Landesteil ist in der SRG durch eine eigene Regionalgesellschaft vertreten. In der Deutschschweiz ist deren oberstes Gremium der 33-köpfige Regionalrat, «eine Art medienpolitisches Parlament», wie es im Eigenbeschrieb heisst. Seine Befugnis ist bescheiden. Er darf einige der Mitglieder des Regionalvorstands wählen und den Geschäftsbericht und die Jahresrechnung der SRG Deutschschweiz (SRG.D) absegnen.

Regionalvorstand—Dieser besteht gemäss SRG.D aus «11 Persönlichkeiten aus der Bevölkerung». Zur Aufgabe heisst es: «In diesem Gremium werden für das Unternehmen SRF programm- und personalpolitisch wichtige Geschäfte vorbereitet und verabschiedet.» Die konkreten Einflussmöglichkeiten sind allerdings nahe null, wie ein SRG-Insider sagt. Höchstens bei regionalpolitischen Fragen wie den Studiostandorten ist dessen Meinung gefragt. Die «11 Persönlichkeiten aus der Bevölkerung» sind mehrheitlich altgediente höhere Staatsangestellte und Journalisten. Präsident ist Viktor Baumeler (CVP), der eifrigste SRG-Ämterklimmer: Der ehemalige Staatsschreiber des Kantons Luzern ist Vizepräsident des SRG-Verwaltungsrats, Präsident des Regionalvorstands, Mitglied des Regionalrats und Verwaltungsrat der SRG-eigenen Produktionsgesellschaft Tpc. Für die sechs Sitzungen des Regionalvorstands plus Vorbereitung erhielt Baumeler letztes Jahr 40 000 Franken plus Spesen, die ordentlichen Vorstandsmitglieder bekamen je etwa die Hälfte davon.

Publikumsrat—Das bekannteste Operettengremium der SRG. Die 26 Mitglieder haben die ehrenwerte Aufgabe, im Namen der Gebührenden das SRF-Programm zu beobachten und zu beurteilen. Der Rat trifft sich elf Mal im Jahr und bespricht in Arbeitsgruppen die im Fokus stehenden Sendungen. Das Urteil ist fast immer wohlwollend. 2013 nahm der Publikumsrat zum Beispiel die Wettermeldungen ins Visier. Das Fazit: ««Meteo» bietet nach Ansicht einer Ratsmehrheit die aktuellsten Wetterinformationen auf abwechslungsreiche und unterhaltende Weise.» Die letzte Mitteilung vom 17. März 2015 behandelt die Informationssendung «Schweiz aktuell»: «Der Publikumsrat hält fest, dass es «Schweiz aktuell» gut gelingt, regionale Besonderheiten aufzuzeigen.» Selbst wenn der Rat einmal leise Kritik übt: Er hat keinerlei Weisungsbefugnis, SRF-intern nimmt ihn niemand ernst. 300 000

Franken jährlich lässt sich die SRG diese Farce kosten, der Grossteil davon entfällt auf Sitzungsgelder.

Ombudsstelle—Sie gehört zu den lukrativsten Pöstchen, die die SRG zu vergeben hat. Zurzeit heisst der Ombudsmann Achille Casanova, ehemaliger Bundesratssprecher und Teil der mächtigen CVP-Seilschaft in der SRG. 172 000 Franken kassiert Casanova für das Amt, das etwa mit einem Vierzig-Prozent-Pensum veranschlagt wird. Der Lohn beinhaltet eine «Infrastrukturpauschale», auch muss Casanova davon eine Entschädigung für seine Stellvertreterin Sylvia Egli von Matt abzweigen, die aber nur selten zum Einsatz kommt. Bei der Ombudsstelle können Zuschauer ihre Beschwerden über das

Einfluss können die Mitglieder keinen nehmen, aber immerhin ab und zu SRF-Stars treffen.

SRF-Programm einreichen, Achille Casanova bittet in der Folge den verantwortlichen Redaktor der beanstandeten Sendung um eine Stellungnahme und gibt dann selbst ein Urteil ab. In drei Viertel der Fälle lautet es: «Aus dem Gesagten ergibt sich, dass ich Ihre Beanstandung, soweit ich darauf eintreten konnte, als unberechtigt erachte.» Letztes Jahr erreichte die Ombudsstelle eine rekordhohe Anzahl von 538 Beschwerden, wobei über die Hälfte davon zwei Sendungen betraf: ein Beitrag der «Rundschau» zur Abstimmung über das Gripen-Kampfflugzeug und das Interview von Roger Schawinski mit dem Komiker und Islamkritiker Andreas Thiel. Die Ombudsstelle hat keinerlei Entscheidungs- oder Weisungsbefugnis; selbst wenn sie eine Beanstandung als gerechtfertigt einstuft, bleibt dies ohne Konsequenzen.

Mitgliedergesellschaften—Die SRG Deutschschweiz besteht aus sechs Mitgliedergesellschaften, die dem Abdeckungsgebiet der Regionaljournale von Radio SRF 1 entsprechen. Jede Mitgliedergesellschaft betreibt wiederum eigene Gremien wie einen Vorstand, einen leitenden Ausschuss, eine Mitgliederversammlung oder eine Programmkommission. Hauptzweck der Mitgliedergesellschaften besteht darin, die Anliegen der entsprechenden Region bei der SRG einzubringen. Selbst auf dieser Ebene, wo der Milizgedanke des Vereins SRG besonders stark zum Ausdruck kommen sollte, bringt sich niemand ehrenamtlich ein. Für Personal- und Sitzungsentschädigungen stellte die SRG 2014 insgesamt 870 000 Franken zur Verfügung.

Mitglieder—Fast jede in der Schweiz wohnhafte Person muss Gebühren für die SRG bezahlen. Rund 16 000 Leuten ist dies nicht genug, sie entrichten freiwillig noch mehr Geld – in Form eines bescheidenen Mitgliederbeitrags, der bei

jeder Mitgliedergesellschaft leicht abweicht. Die SRG wirbt mit Spots auf den eigenen Kanälen und mit aufwendigen Auftritten an Messen wie der Olma (St. Gallen), der Luga (Luzern) oder der Heso (Solothurn) um zusätzliche Mitglieder. Den Mitgliedern wird versprochen, «in diversen Vereinsorganen auf Sender und Programme der SRG SSR Einfluss» nehmen zu können. Einfluss können sie natürlich keinen nehmen, aber immerhin ab und zu an Studioführungen im Leutschenbach teilnehmen und SRF-Stars treffen, zudem erhalten sie die Mitgliederzeitschrift *Link*. Diese als «zivilgesellschaftliche Tätigkeit» getarnte PR-Arbeit liess sich die SRG letztes Jahr 2,5 Millionen Franken kosten, wobei die unzähligen Werbespots zu bester Sendezeit auf den SRG-Sendern wohl kaum in Rechnung gestellt wurden.

Ein grosser Leerlauf also? Keineswegs. Die kaum zu überschauende Anzahl Gremien und Räte nützen der SRG sehr wohl, wenn auch nicht in der deklarierten Form. Bis in die Regionen hinein können dadurch Entscheidungsträger eingebunden und mit grosszügigen Entschädigungen SRG-freundlich gestimmt werden. Unter Berücksichtigung, dass die Politik in den letzten Jahrzehnten allen Wünschen der SRG vollumfänglich entsprochen hat, muss man konstatieren: Das System funktioniert wie geschmiert. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagstüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Chili ohne Carne

Die spektakuläre Verhaftung von fünf vermeintlich korrupten Zürcher Sittenpolizisten sollte der Höhepunkt der Karriere von Fahndungschef Peter Rüeegg werden. Jetzt muss er den Sessel räumen. Die Vorwürfe lösen sich derweil in Luft auf. Eine Schadensbilanz. Teil 1. Von Alex Baur

Am 12. November 2013 wurden fünf Beamte der Zürcher Sittenpolizei (Fachgruppe Milieu-/Sexualdelikte) verhaftet. Die Chefin der Gruppe, Angela Montanile, entkam der Haft dank Ferienabwesenheit. Der Verdacht – Korruption, Amtsmissbrauch, Begünstigung – löste ein mediales Erdbeben aus. Die Rede war von Polizisten, die im Umfeld des Milieulokals «Chilli's» im Zürcher Rotlichtviertel der Unterwelt zudienten, statt diese zu bekämpfen.

Eineinhalb Jahre später haben sich die bösen Verdächtigungen weitgehend verflüchtigt. «Chili sin Carne», witzelt ein Zürcher Fahnder lakonisch in Anlehnung an das Texmex-Gericht – was frei übersetzt etwa heisst: Bohnen ohne Fleisch. Die Verfahren gegen vier Sittenpolizisten, die sich von einem Milieuwirt zum Oktoberfest im Zürcher «Bauschänzli» hatten einladen lassen, wurden sang- und klanglos eingestellt. Wie die Abklärungen ergaben, hatte gar nicht der Wirt, sondern die Firma Feldschlösschen die Rechnung für Bier, Sauerkraut und Eisbein beglichen.

Lediglich ein Polizist, der den Anlass organisiert hatte, wurde mit einer bedingten Strafe von fünf Tagessätzen belegt. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* wollte es der zuständige Staatsanwalt Manfred Hausherr sogar bei einer symbolischen Warnung belassen, wurde aber von seinen Vorgesetzten zurückgepfiffen. Offenbar ging es dabei vor allem um Gesichtswahrung. Von zehn Verdächtigten arbeiten acht nach wie vor bei der Stadtpolizei.

Einschneidende Konsequenzen hatte die Affäre lediglich für zwei Sittenpolizisten. Diese sassen über mehrere Monate in Untersuchungshaft und wurden aus dem Dienst entlassen. Die beiden sollen polizeiliche Informationen an Prostituierte weitergegeben haben. Beide Verfahren sind hängig. Doch laut Recherchen der *Weltwoche* bewegen sich auch diese Fälle, soweit überhaupt etwas hängenbleibt, im Graubereich der Bagatelle.

Gefährliche Liebeleien

Der eine Polizist räumt zwar ein, vor Jahren in einem einzelnen Fall eine Kollegin gebeten zu haben, auf das Büssen einer Prostituierten zu verzichten. Sein Motiv: Er hatte sich damals in



Liebt die grosse Inszenierung: Polizeihauptmann Rüeegg.

die Frau verliebt und sie bald danach aus der Prostitution herausgeholt. Sie ist bis heute seine Partnerin. Ganz koscher war die Sache wohl nicht. Doch Korruption riecht anders.

Alle anderen Vorwürfe werden, soweit sie sich nicht längst in Luft aufgelöst haben, von den verdächtigten Polizisten bestritten. Zwar hat die Untersuchung gezeigt, dass fast alle Sittenpolizisten – männliche wie weibliche – auch private Freundschaften oder gar Liebschaften im Umfeld des Milieus pflegten. Das mag unprofessionell, unziemlich oder auch gefährlich erscheinen. Doch es gibt kein Gesetz, das solche Liaisons verbietet.

Ein Blick in die Untersuchungsakten zeigt: Der gigantische Berg von Abhörprotokollen (Wanzen, Telefonüberwachung, Observationen) enthält nichts Handfestes. Im Kern basiert das Verfahren auf pauschalen und zum Teil sogar widerlegbaren Anschuldigungen von zwei Milieufiguren, die selber bis zu den

Ohren im Sumpf von Ermittlungen stecken. Seit über einem Jahr schiebt der zuständige Staatsanwalt Manfred Hausherr den Aktenmüll vor sich her wie einen Haufen heisser Kartoffeln. Ein Abschluss ist nicht in Sicht.

Sie nannten ihn «Captain Hurricane»

Damit rückt jener Mann in den Mittelpunkt des Interesses, der das Debakel zu verantworten hat: Hauptmann Peter Rüeegg, Chef der Fachgruppe «Vermittlungen und besondere Verfahren» (VBV), sowie dessen Adlatus Cyrill Albisser, der die Ermittlungen führte.

Albisser gilt als Haudegen, der sich im Korps wegen seiner rabiaten Hausdurchsuchungen den Übernamen «Captain Hurricane» eingehandelt hatte. 2008 wurde er zu einer Strafe von zwanzig Tagessätzen bedingt verurteilt, weil er mit einer Pump-Action in seiner Nachbarschaft auf Hundejagd gegangen war. In der Öffentlichkeit ist aber vor allem Fahndungschef Rüeegg bekannt. 2005 machte er mit willkürlichen und illegalen Schikanekontrollen gegen unliebsame Wirte im Zürcher Rotlichtmilieu («Aktion Nadel») auf sich aufmerksam. Vielen dürfte auch noch die von Rüeegg via Medien masslos aufgebauchte vermeintliche Massenvergewaltigung von Seebach, die gar keine war, in Erinnerung sein.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* wurde Rüeegg im Nachgang der vermeintlichen Korruptionsaffäre bei der Sitte seiner Führungsfunktion enthoben. In einem internen Mail hatte Kommandant Daniel Blumer Anfang Februar mitgeteilt, dass «im Zusammenhang mit dem Führungsverhalten von Hptm Rüeegg Abklärungen im Gange» seien. Es handle sich dabei um vier bis fünf konkrete Vorfälle, wie Marco Cortesi, Sprecher der Stadtpolizei Zürich, auf Anfrage bestätigte.

Es war ein Abgang in Raten. Seit Anfang Jahr war Peter Rüeegg krankgemeldet. Wie Cortesi auf Anfrage bestätigt, wird Rüeegg das Korps auf Ende Juni «wegen unterschiedlicher Auffassung von Führungsaufgaben» verlassen. Redimensioniert auf eine kleine Resttruppe wurde nach dem «Chilli's»-Debakel auch die VBV, die keine internen Ermittlungen mehr führt.

Lesen Sie nächste Woche: Wie aus Milieu-Geschwätz eine Polizeiaffäre wurde.

Teure Wunderwaffe

Bei der Unternehmenssteuerreform III hat Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf die Hauptfrage nicht beantwortet: Wie sie trotz trüber Finanzperspektiven das Vorhaben gegenfinanzieren will.

Von Hubert Mooser

Die Pressemitteilung war schon verfasst. Und sie beinhaltete auch eine von den bürgerlichen Parteien verschmähte Kapitalgewinnsteuer light. Die Chefin des Finanzdepartementes (EFD), Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), wollte ab einer Beteiligung von zehn Prozent Börsengewinne besteuern. Am Dienstag vor der Sitzung stand die Unternehmenssteuerreform III (USR III) noch auf Messers Schneide: Die Bundesräte Johann Schneider-Ammann (FDP), Ueli Maurer (SVP), Alain Berset (SP) und Simonetta Sommaruga (SP) hatten in Mitberichten die Vorlage auseinandergenommen. Den SP-Bundesräten ging die von der Finanzministerin vorgeschlagene Kapitalgewinnsteuer zu wenig weit. Schneider-Ammann und Ueli Maurer war das schon zu viel. Es sah danach aus, als müsste die Finanzministerin mit ihrer Reform eine Zusatzschleife einlegen. Am Mittwoch diskutierte der Bundesrat dann lange hin und her. Danach sah die USR III anders aus als von Widmer-Schlumpf angedacht. Die Finanzministerin machte deswegen aber keinen unglücklichen Eindruck. Gutgelaunt gab sie zu verstehen: «Wir wollten ein Projekt, das von der Mehrheit getragen wird. Darum haben wir auf der Ausgaben- wie auf der Ausnahmenseite Korrekturen vorgenommen.»

Vom Ausland aufgezwungen

Ihr eigentliches Ziel hatte sie erreicht: Sie wollte auf Biegen und Brechen vom Bundesrat noch vor den Osterferien grünes Licht für die Reform. Denn Widmer-Schlumpf steht unter Zugzwang. Die bürgerlichen Parteien preisen die USR III als Wunderwaffe gegen die Frankenstärke. Die Kantone wollen auch endlich wissen, was auf sie zukommt. Der grösste Druck kommt aus dem Ausland. Seit acht Jahren werden die Eidgenossen von EU und OECD massiv unter Druck gesetzt. Die Schweiz müsse die unterschiedliche steuerliche Behandlung von Gewinnen international tätiger Firmen mit Standort in der Schweiz aufheben, lautet das Diktat. Als Folge davon muss Bern nun die besondere Gewinnbesteuerung von Holding-, Domizil- und gemischten Gesellschaften aufgeben.

Sechs Kantone haben dieses System praktiziert. In Zukunft müssen Gewinne der international tätigen Firmen gleich hoch besteuert werden wie jene inländischer Unternehmen. Damit international tätige Firmen der Schweiz nicht Lebewohl sagen, ist man auf die Idee mit der Unternehmenssteuerreform III und den sogenannten Lizenzboxen gekommen – also auf eine tiefere Besteuerung von Erträgen aus Patenten oder aus der Forschung. Das ist der eigentliche Kern der Vorlage. Sie soll die Schweiz auch weiterhin als Wirtschaftsstandort attraktiv halten. Eine Reihe von Kantonen hat bereits eine allgemeine Senkung der Gewinnsteuersätze angekündigt.

Kurzum: Wirtschaft, Parteien, Kantone und der Bundesrat setzen grosse Erwartungen in diese Reform. Sie kommt dem Bund aber teuer zu stehen. Die verschlankte USR III kostet zwar nicht mehr zwei Milliarden wie 2014 befürchtet, sondern «bloss» noch 1,1 Milliarden Franken pro Jahr. Die Hauptfrage hat die sonst auf Genauigkeit pochende Finanzministerin bisher aber sauber umschifft: Mit welchem Geld bezahlt der Bund die Milliardenausfälle?

Eigene Fantasiiezahlen

Die Frage kam auch im Bundesrat auf. Widmer-Schlumpf gab sich überzeugt: Trotz verschlechterten Finanzperspektiven könne der Bund die Reform «ohne kurzfristige Einschnitte bei den Ausgaben» stemmen. Das sind allerdings Wortklaubereien. Mittelfristig sind zur finanziellen Bewältigung der Reform Ausgabenreduktionen sehr wohl nötig. Das weiss auch Widmer-Schlumpf. Die fehlende

Milliarde werde im Finanzplan ab 2019 eingebucht. «Wir werden dann auch die Ausgaben um diese Grössenordnung reduzieren», sagte sie vor den Medien.

Nur schon die Kosten des Asylbereichs steigen unter Migrationsministerin Simonetta Sommaruga (SP) unaufhaltsam. Selbst dem Chef der Finanzverwaltung, Serge Gaillard, von Haus aus ein Linker mit grossem Verständnis für humanitäre Anliegen, graut vor den steigenden Kosten im Asylbereich, wie er in einem Interview mit der NZZ andeutete. Sommaruga sperrt dagegen die Türen für weitere 3000 syrische Flüchtlinge noch weiter auf.

Ein anderes Minenfeld sind die steuer- und finanzpolitischen Unwägbarkeiten. Die Finanzministerin hat «plötzlich» gemerkt, dass die Einnahmen aus der direkten Bundessteuer 2014 um 2,1 Milliarden Franken unter Budget geblieben sind. Dann ging sie noch einmal über die Bücher und kehrte mit der Erkenntnis zurück, dass die Einnahmen aus der direkten Bundessteuer seit fünf Jahren stagnieren. Die Ausgaben wuchsen weiter. Und nun ist der Bundeshaushalt nach Jahren beachtlicher, aber offenbar zufälliger Überschüsse in Schiefelage geraten. Und es braucht auch hier Sparmassnahmen – und zwar sofort. Denn im gegenwärtigen Finanzplan ging man davon aus, dass nach einer kurzen Durststrecke ab 2017 wieder erkleckliche Überschüsse um die zwei Milliarden Franken pro Jahr in die Kasse sprudeln. Stattdessen drohen dem Bund im schlimmsten Fall tiefrote Zahlen.

Da drauf packt Widmer-Schlumpf jetzt also auch noch die USR III.

Als sie die Reform 2014 aufgleiste, ging sie von ganz anderen Erwartungen aus. Sie glaubte den Fantasiiezahlen in ihrem Finanzplan und wollte sich mit den ab 2017 sprudelnden Überschüssen ein Polster anlegen – zur Finanzierung der Unternehmenssteuerreform III. Als sich das Loch in den Bundesfinanzen abzeichnete, setzte sie auf die Kapitalgewinnsteuer. Das zeigt auch ihr Auftritt bei der Sonderdebatte zur Frankenstärke im Nationalrat. FDP-Nationalrat Jean-René Germanier (VS) gab dabei den Tarif durch zur geplanten USR III. Eine Steuer auf privaten Kapitalgewinn komme nicht in Frage. Er solle ihr dann bitte eine andere Gegenfinanzierungsmassnahme präsentieren, gab Widmer-Schlumpf zurück. Es geht aber offenbar auch ohne Gegenfinanzierung – nachdem der Bundesrat diese Pläne vorzeitig beerdigt hat. ○



Gutgelaunt: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.



Planwirtschaftliche Ideen im Kielwasser des Zeitgeists.

Die Ökonomie der Staatsmoralisten

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) galt einst als marktwirtschaftliches Gewissen der Bundesverwaltung. Heute irritiert es durch Bevormundung und realitätsferne Anwendungen wie mit dem Aktionsplan «Gesellschaftliche Verantwortung der Unternehmen». Von Florian Schwab

Früher galt das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) als das ökonomische Gewissen der gesamten Bundesverwaltung. Kaum eine ökonomisch relevante Vorlage, bei der die Ökonomen unter Ex-Seco-Direktor Jean-Daniel Gerber und Ex-Chefökonom Aymo Brunetti nicht einen kritischen Mitbericht verfasst hätten. Heute fällt das Seco in anderer Hinsicht auf. Letzte Woche veröffentlichte es das 48-seitige Dokument «Positionspapier und Aktionsplan des Bundesrates zur Verantwortung der Unternehmen für Gesellschaft und Umwelt». Darin heisst es gleich zu Beginn: «In der Schweiz sind Nutzen und Notwendigkeit der gesellschaftlichen Verantwortung der Unternehmen allgemein anerkannt.»

Tatsächlich? Das Papier irritiert auch in Fachkreisen. Der Zürcher Wirtschaftsprofessor Urs Birchler schrieb in einem Kommentar, der Bundesrat schlage nichts weniger als eine «neue Wirtschaftsform» vor, die ihn «schau-dern» lasse.

«Die eiserne Faust der Bürokraten»

Der heutige Kult um die «gesellschaftliche Verantwortung der Unternehmen» – englisch: Corporate Social Responsibility (CSR) – wäre auch Milton Friedman ein Graus gewesen. In seinem Buch «Kapitalismus und Freiheit» legt der amerikanische Wirtschaftsnobelpreisträger dar, «die soziale Verantwortung des Unternehmers» bestehe allein darin, «Aktivitä-

ten zur Steigerung seines Gewinns zu unternehmen, solange sich diese innerhalb der Spielregeln bewegen, also in einem offenen und freien Wettbewerb ohne Täuschung und Betrug». Wer den Firmen darüber hinaus ethische Vorgaben mache, verleite die Manager dazu, ihre Verantwortung gegenüber den Eigentümern zu vergessen. Zudem heize der Ruf nach der gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen die ungerechtfertigte moralische Verurteilung von Gewinnen an und öffne Tür und Tor für politische Aktionen mit dem Ziel, den Markt zu zähmen. Die gute Absicht der «gesellschaftlichen Verantwortung der Unternehmen» werde so zur «eiserne Faust der Bürokraten», die den Einzelnen dazu zwingt, einem obrigkeitlich definierten Gemeinwohl zu dienen. In der Konsequenz sei erzwungene CSR damit nicht von den «explizit kollektivistischen Doktrinen zu unterscheiden», wie etwa dem Kommunismus.

Die Schweizer Regierung denkt heute sogar darüber nach, was CSR konkret für jede einzelne Firma bedeutet: «Der Bund versteht CSR als Beitrag der Unternehmen zur nachhaltigen Entwicklung.» Die wiederum in einer eigenen Strategie ausgedeutet wird (siehe *Weltwoche* Nr. 13/15: «Bundesamt für Weltrettung»).

Zwischen den Zeilen des Aktionsplans trieft das Moralin: «Um ihre gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen, müssen Unter-

nehmen auf die jeweilige Geschäftstätigkeit ausgerichtete unternehmenseigene Grundsätze und Verfahren festlegen.» Sich selbst sieht der Bund als «Arbeitgeber, Anleger, Beschaffer und Unternehmenseigentümer» in einer «Vorbildfunktion» für den Rest der Wirtschaft, etwa was die «Vereinbarkeit von Beruf und Familie» betrifft. Er «fördert» die unternehmerische Verantwortung «auf Unternehmensebene durch Bewusstseinsbildung». Er «verzichtet auf Alleingänge und achtet darauf, dass rechtsverbindliche Massnahmen international abgestimmt sind».

Unter dem Titel «Stossrichtungen und Massnahmen» zählt der Bundesrat ein gutes Dutzend konkreter politischer Aktivitäten auf, mit denen er sicherstellen will, dass Schweizer Unternehmen ihrer «gesellschaftlichen Verantwortung» nachkommen. Dort heisst es zum Beispiel, er setze auf «Dialogforen mit Unternehmen und Anspruchsgruppen, öffentlich-private Partnerschaften, Schulungen, Austausch von «Best Practices» und weitere Informations- und Sensibilisierungsmassnahmen». Zielgruppe seien «Unternehmen aller Grössen und Branchen, insbesondere KMU».

Bei den Adressaten kommt der gouvnanthafte Ton schlecht an. Hans-Ulrich Bigler (FDP), Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands, der rund 300 000 kleine und mittlere Unternehmen vertritt: «Die Schweizer

Wirtschaft braucht keinen Nachhilfeunterricht vom Bund.» Der Aktionsplan politisiere an der Realität vorbei. Immerhin seien die Eigentümer und Führungspersonen von KMU tragende Säulen des Gemeinwesens in politischer, kultureller und sozialer Hinsicht. «Was will man mehr?»

Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse sieht in dem Bundesratspapier eine «nützliche Übersicht über die laufenden Aktivitäten des Bundes». Er «begrüsst», dass «der Dialog mit der Wirtschaft in den Vordergrund gestellt wird, denn unternehmerische Verantwortung ist eine Aufgabe der Unternehmen». In dem Aktionsplan seien allerdings «auch Aktivitäten enthalten, die überschüssen und verzerrend wirken, namentlich die verschiedenen

Sich selbst sieht der Bund in einer «Vorbildfunktion» für den Rest der Wirtschaft.

direkten finanziellen Fördermassnahmen». Der Bund solle sich besser darauf konzentrieren, in die Diskussionen auf internationaler Ebene die «marktwirtschaftlich orientierte Sichtweise» der Schweiz einzubringen.

Klare Ablehnung beim Gewerbe und leise Kritik bei Economiesuisse – in der Schweizer Wirtschaft sieht man das unternehmens-

ethische Sendungsbewusstsein des Staates mit Unbehagen. Aus dem Staatssekretariat hingegen sei fundierter Widerspruch gegen interventionistische oder planwirtschaftliche Ideen in letzter Zeit seltener geworden, bemerkt ein kürzlich pensionierter Mitarbeiter. Das Seco fokussiere heute nicht mehr darauf, wirtschaftspolitische Fehlentwicklungen früh zu erkennen und womöglich zu verhindern, sondern es schwimme mehr oder weniger willfährig im Kielwasser des Zeitgeists. Auch die Verfechter einer liberalen Wirtschaftspolitik in der parlamentarischen Kommission für Wirtschaft und Abgaben fühlen sich vom Seco häufig alleingelassen. «Ich bin teilweise schockiert, was aus dem Seco zu uns kommt», sagt der Zuger Nationalrat Thomas Aeschi (SVP).

Geisteswandel von oben

Der Aktionsplan zur Verantwortung von Unternehmen ist nur ein Beispiel für das Schwinden des marktwirtschaftlichen Geistes. Bei dem planwirtschaftlichen Abenteuer der Energiewende befindet sich das Seco auf Tauchstation, und auch zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative trägt es wenig bei.

Gründe für den Geisteswandel in der Behörde sind zunächst die Vorgaben von oben: Der beschriebene Aktionsplan geht beispielsweise auf mehrere parlamentarische Postulate zurück. Zudem wird Bundesrat Johann Schnei-

der-Ammann (FDP) im Bundesrat regelmässig überstimmt und muss mit seinem Staatssekretariat Beschlüsse und Vorgaben mittragen, die er im Gremium bekämpft hat.

Das eher planwirtschaftlich orientierte politische Klima der letzten Jahre erklärt das Seco-Malheur nur teilweise. Entscheidender sind die handelnden Personen. Die Nachfolgerin von Jean-Daniel Gerber an der Seco-Spitze, Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, ist Juristin und langjährige Karrierediplomatin. Ihr Blick auf die Dossiers ist laut Beobachtern eher politisch als ökonomisch gefärbt. Ein Kollege, der sie aus diversen Arbeitsgruppen kennt, hält fest: «Sie ist sehr gut darin, den Konsens aus einem Gremium herauszuspüren und diesem dann zum Durchbruch zu verhelfen.» Wenn in dem Gremium vor allem Beamte und Juristen sitzen, dann fällt der Inhalt dementsprechend aus. Gestaltungsspielräume, die sie kraft ihres Amtes durchaus hätte, nutzt Ineichen-Fleisch wenig.

Auch der Nachfolger von Chefökonom Brunetti, Eric Scheidegger, eckt in der Welt der Arbeitsgruppen, Gremien und von Hierarchiedenken geprägten Strukturen des Bundes relativ selten an. Wir erinnern uns, dass sein Vorgänger noch ein wahres Schreckgespenst der Linken war: Als «neoliberalen Ideologen» beschimpfte ihn die linke *Wochenzeitung*. Über den umgänglichen Herrn Scheidegger würde niemand ein solches Wort verlieren. ○



WOLLE KONTROLLE

LASSEN SIE SICH NICHT VON IHRER BLASE KONTROLLIEREN.

Diskreter Schutz bei Harnverlust – speziell für Männer.

Jetzt kostenloses Muster online anfordern!



www.TENAMEN.ch

Wilhelm Tell für die Gegenwart

Eine Entdeckung in der aktuellen Geschichtsdebatte: Der grosse Lausanner Historiker Jean-François Bergier (1931–2009) hat das vielleicht klügste Buch über die Entstehung der Schweiz geschrieben. Sogar Wilhelm Tell war für ihn kein «reines Phantasiegebilde». Von Roger Köppel

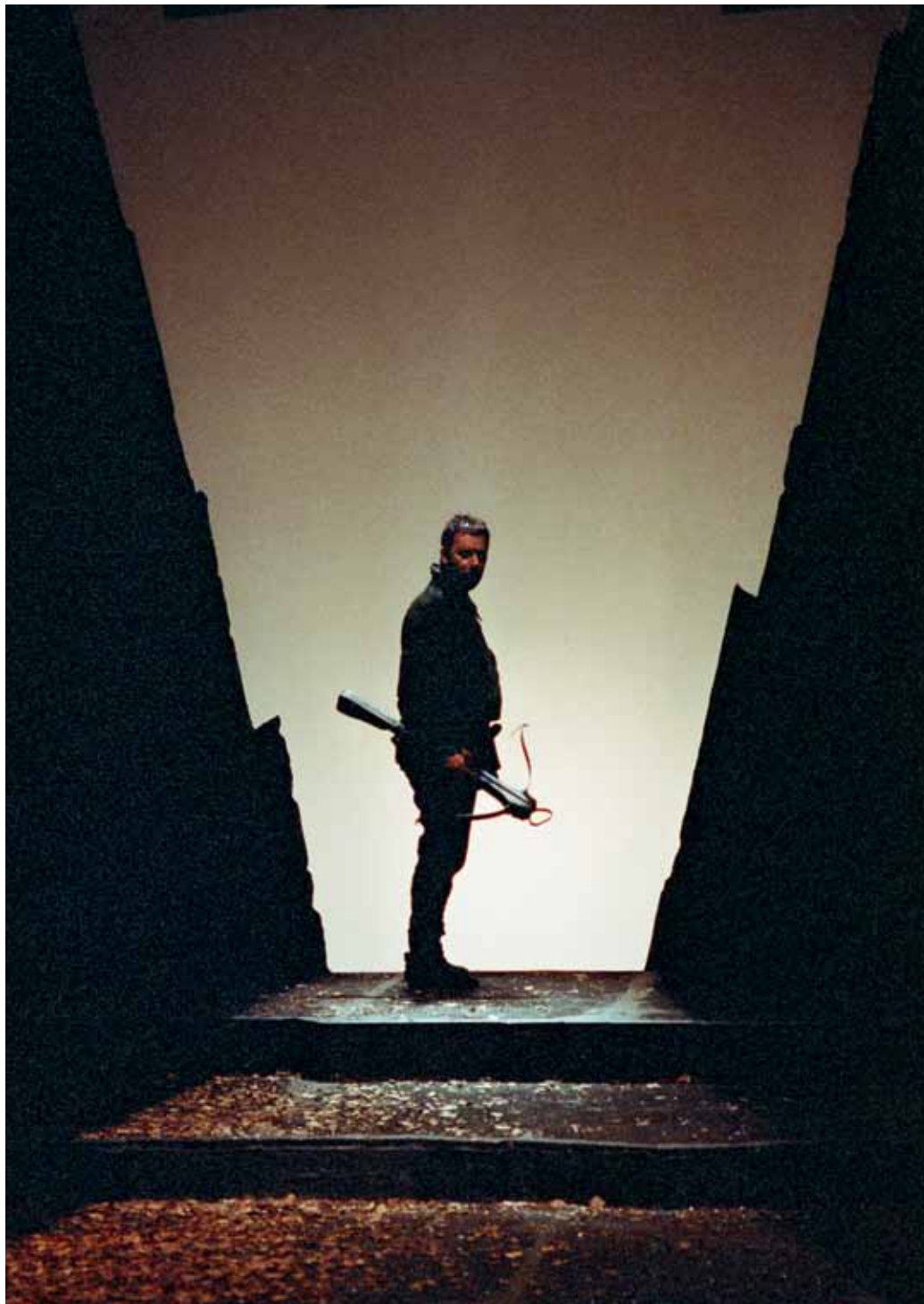
Das vielleicht interessanteste Buch zur aktuellen Historikerdebatte über die Schweizer Geschichte hat vor bald dreissig Jahren der 2009 verstorbene Jean-François Bergier geschrieben. Richtig: Das ist der gleiche Bergier, der Ende der neunziger Jahre jene merkwürdige Historikerkommission leiten musste, die im Auftrag des Bundesrates und unter erheblichem moralischem Druck des Auslands die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg mit politisch exklusiv gewährter Archiv-Einsicht überkritisch erforschte.

Bergier war für mich seither eine zwiespältige, eher schwache Figur, die den stark ideologisch ausgerichteten Kommissionsmitgliedern um den altmarxistischen Zürcher Starhistoriker Jakob Tanner offenkundig zu wenig Widerstand leistete. Ich stand dem ganzen Unternehmen einer obrigkeitlich veranlassten Geschichtsdeutung unter ausländischer Fuchtel ohnehin mehr als skeptisch gegenüber. Nun muss ich mein Urteil, was den Historiker Bergier angeht, korrigieren. Aus aktuellem Anlass ist mir seine Studie «Wilhelm Tell. Realität und Mythos» in die Hände geraten. Es ist ein wirklich interessantes, ja hervorragendes Buch. Es liefert eine der besten mir bekannten Schilderungen über die Entstehung der Schweiz.

Sturmreif

Bergiers Untersuchung ist ein Lesegenuss. Sie ist intelligent und kritisch, ebenso humorvoll geschrieben, aber eben auch von Weisheit und Distanz zu historischen Forschungsmoden geprägt. Als der Lausanner seine umfangreiche Tell-Biografie, die eigentlich eine Biografie der frühen Schweiz ist, Ende der achtziger Jahre veröffentlichte, stand er quer zum Zeitgeist. Tell war längst demonitiert. Aussenminister René Felber gab die Devise aus: «Das Wort Sonderfall möchte ich nicht mehr hören.» Es war die Zeit der Fichenaffäre und von «La Suisse n'existe pas». Die Schweiz sollte nach dem Ende des Kalten Kriegs an allen Fronten, auch historisch, sturmreif geschossen werden für den scheinbar unvermeidlichen EU- und Nato-Beitritt.

Was gab es Unzeitgemässeres als ein Buch über den rebellischen Schweizer Freiheitshelden, den Gebirgsjäger Tell, diese wandelnde Unabhängigkeitserklärung aus den Alpen? Bergiers Buch handelt über Tell hinaus von der schweizerischen «Befreiungstradition», die zu Beginn des 16. Jahrhunderts von



Setzte Zeichen, auf die sein Volk gewartet hatte.

Aegidius Tschudi im «Chronicon Helveticum» aufgrund von mündlichen Überlieferungen erstmals schriftlich festgehalten wurde. Die Befreiungstradition bündelt folgende Erzählungen: Wilhelm Tells Aufbegehren gegen den habsburgischen Vogt Gessler, Apfelschuss, Gefangennahme Tells und Fahrt

über den Vierwaldstättersee, Unwetter, Flucht, Ermordung Gesslers in der Hohlen Gasse bei Küssnacht, Schwur der drei Eidgenossen auf dem Rütli, Erstürmung der habsburgischen Festungen («Burgenbruch»).

Diesen Stoff deutet und seziiert für den Leser beeindruckend der damals an der ETH unter-

richtende Bergier. Er arbeitet mit dem Werkzeugkasten des Historikers, aber auch mit dem feinen interpretatorischen Operationsbesteck des Literaturwissenschaftlers. Seine einleitenden Sätze lesen sich wie eine behutsam formulierte Kriegserklärung an die späteren Kollegen: «Ich bin zur Überzeugung gelangt, dass es sich bei Wilhelm Tell schwerlich um ein reines Phantasiegebilde handeln kann. [...] Ich kann indessen nicht mehr daran zweifeln, dass eine Gestalt, was auch immer ihr Name und ihre Taten im Einzelnen gewesen sein mögen, unter den besonderen Umständen des ausgehenden 13. Jahrhunderts die Zeichen zu setzen verstand, auf die ihr Volk gewartet hatte.»

Der Ansatz ist erfrischend. Der Forschungsgegenstand überrascht. Heute hat es sich an den historischen Fakultäten eingebürgert, die Schweizer Entstehungsgeschichte, sofern sie überhaupt gelehrt wird, pauschal ins Reich der Fabel abzuschieben. Rütli, Tell und Burgenbruch, ja sogar die ersten «Befreiungskriege» seit Morgarten 1315 seien Erfindungen, rückwirkende Verherrlichungen einer viel banaleren Wirklichkeit. Die Urschweizer in den Alpen hätten sich damals nicht gegen auswärtige Tyrannen zur Wehr gesetzt, sondern gegen die rechtmässige Ordnung des aargauisch-österreichischen Adelsgeschlechts der Habsburger. Wer hier bereits die Ursprünge der späteren Schweiz hineindeute, betreibe Geschichtsverfälschung in «stolzer Selbstüberschätzung» (Thomas Maissen).

Willensnation wider Willen?

Die alten Eidgenossen waren nach dieser Auffassung keine Freiheitskämpfer, sondern Gesetzesbrecher, Hooligans wider das göttliche Naturrecht der Fürsten. Dass sich überhaupt so etwas wie ein Staat auf dem Territorium der heutigen Schweiz entwickeln konnte, ist weniger eigenes Verdienst als vielmehr das Produkt ausländischer Duldung. Die Schweiz wird von den Historikern in akrobatischen Geistesverrenkungen zur Willensnation wider Willen erklärt oder, noch raffinierter, zur Willensnation nach dem Willen ihrer Feinde, die eigentlich keine Feinde, sondern Geburtshelfer und damit verkappte Wohltäter der Eidgenossenschaft waren. Die Schweiz avanciert nach dieser Lesart zu einer Schöpfung des Auslands. Die vielbeschworene Unabhängigkeit hat es nie gegeben. Also braucht man heute auch nicht mehr daran festzuhalten.

Zurzeit einflussreichster und fleissigster Verbreiter dieser Sicht ist der in Paris tätige Historiker Thomas Maissen. Immerhin steht der Basler auch in seinem neuen Buch «Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt» ganz offen dazu, dass sein Forschen weniger wissenschaftlichen Motiven folgt als dem politischen Ziel, die «erfolgreiche Erinnerungspolitik der schweizerischen Nationalkonservativen in den letzten 25 Jahren» zu



Kriegserklärung an spätere Kollegen: Bergier.



«*Dumpfe Nestwärme*»: Historiker Maissen.

kontern. Dass er von den Ursprungserzählungen wenig hält, wird überdeutlich: «Solche Volksweisheiten haben in der Kindererziehung ihren Platz.» Sie lieferten nur «dumpfe Nestwärme» für Leute, «die nicht darüber nachdenken wollen, was sie als Gemeinsamkeiten zu spüren glauben». Für sich selber hingegen nimmt Maissen in Anspruch: «Es ist die Wahrheit, die am nächsten an die ver-

Bergiers «Tell» fehlt die dröhnende Süffisanz, der herablassende Ton.

gangenen Ereignisse und Verhältnisse herankommt, die sie beschreibt.»

Bergier hat seinen «Tell» vor dem Aufstieg der «Nationalkonservativen» geschrieben. Es ist dem Buch anzumerken. Es fehlen die dröhnende Süffisanz, der herablassende Ton. Der Lausanner steht irgendwie über den Eitelkeiten seiner Zunft und den Schützengräben, die damals auch noch nicht so tief ausgehoben waren. Für ihn kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Geschichte der Eidgenossenschaft in den Jahren 1240 bis 1315 mit heftigen Schüben begann. Die zuvor von der Weltgeschichte «vergessenen» Waldstätte Uri,

Schwyz und Unterwalden gerieten damals schlagartig auf die Landkarte der grossen Politik. Grund war die Erschliessung des Gotthard-Übergangs, den Bergier auf das Jahr 1220 veranschlagt. Schon früh traten diese Ureidgenossen, etwa die Urner, als politische Akteure mit Wappen und Insignien in Erscheinung, um sich von den deutschen Königen Sonderrechte und Privilegien zu erkaufen: «Es ist keine Übertreibung, zu behaupten, dass die Eidgenossenschaft dem Gotthardpass ihre Existenz und ihr Selbstbewusstsein verdankt.»

Dass sich die Urschweizer beim König ihre alten Freiheiten bestätigen liessen, hatte laut Bergier eben damit zu tun, dass das aufstrebende Geschlecht der Habsburger seine Territorialherrschaft in den Urkantonen verdichten wollte. Die Situation ist verwirrt, weil die Habsburger schon damals teilweise Fürsten und Könige in Personalunion stellten. Die seit Jahrhunderten an erhebliche Autonomie gewöhnten Talschaften, vor allem der schwerzugängliche Kanton Uri, später Schwyz, schliesslich Nid- und erst am Schluss Obwalden, sahen sich auf jeden Fall bald ungebührlich bevormundet. Die alten mündlichen Erzählungen, auf denen die späteren Schriftchroniken fussen, berichten von Übergriffen. Nicht nur Hab und Gut der Ortsansässigen, auch die Ehre ihrer Frauen soll durch die zudringlichen Beamten der Krone angetastet worden sein. Bergier hält die Berichte für glaubhaft. In diesem Klima der Rechtsunsicherheit zum einen und der sich manifestierenden Habsburgerherrschaft zum anderen hätten sich die Vorgänge abgespielt, die in der Sage des Tell, symbolisch und bildhaft ausgeschmückt, aber eben sinngemäss wahrhaftig, ihren Ausdruck finden sollten.

Bundesbrief und Burgenbruch

Gewiss: Auch Bergier hält fest, dass der Rütli-Schwur nicht auf dem Rütli stattfand. Trotzdem war der vermutlich in Schwyz angefertigte Bundesbrief von 1291 für ihn eben doch ein bedeutsames Bündnis der Waldstätte zum gegenseitigen Schutz und vor allem, das war neu, zur Abwehr fremder Richter; der urkundliche «Ausdruck einer fortan gemeinsamen Politik der einsickernden fremden Macht gegenüber». Bergier legt dar, dass auch die Erstürmung der Burgen – der «Burgenbruch» der alten Überlieferungen – nicht als vorgezogener Sturm auf eine Art Bastille der Alpen gedeutet werden kann. Es sei eher eine spontane Aktion des Übermuts gegen ohnehin kaum besetzte Festungen aus Anlass des Erleichterung auslösenden Zusammenschlusses von 1291 gewesen. Was die ältesten Chroniken sogar erstaunlich ehrlich und wenig heroisch zugaben. Für Bergier steht ausser Frage, dass es im Zusammenhang mit dem Bundesbrief zu Vorfällen dieser Art gekommen sein muss. >>>



Existenz und Selbstbewusstsein: Teufelsbrücke am Gotthardpass.

Was die alten mündlichen, von Tschudi akribisch festgehaltenen Erzählungen für Bergier interessant macht und von anderen mittelalterlichen Geschichten unterscheidet, ist ihr nüchterner, geradezu faktischer Charakter. Die Befreiungserzählungen kommen, was damals für viele sagenhafte Geschichten des Mittelalters untypisch war, ohne Rückgriff auf übernatürliche Wesen oder Mächte aus. Nicht einmal Gott wird eingreifend bemüht. Daraus leitet Bergier in interessanten Quervergleichen den Befund ab, dass es sich um bildhaft authentische Erinnerungen an reale Vorgänge gehandelt haben muss. Sie haben sich nicht genau so abgespielt, aber sie geben Eindrücke wider, die von den Leuten damals als wirklichkeitsgetreu empfunden und deshalb so weitererzählt wurden. Verfälschende Kunstgriffe schliesst der Historiker nicht aus, aber «es wäre wenig wahrscheinlich, dass sich Erzählungen, die zur Gänze fremden Überlieferungen entstammen oder reine Fiktion sind, in einem so kurzen Zeitraum – weniger als hundert Jahre – so tief im kollektiven Gedächtnis eines Volkes festsetzen, dass sie sogar zum Kern seiner Geschichte werden».

Sprung zur Schicksalsgemeinschaft

Bergier nimmt die mündlichen Erzählungen nicht zum Nennwert, aber er versteht es, ihren tieferen Sinn freizulegen. Er schürft den Wahrheitskern aus der Sage: «Wilhelm Tell mit oder ohne Apfelschuss, mit oder ohne den Mord an Gessler, Wilhelm Tell als einsam Handelnder oder als symbolische, den kühnen Mut einer Gruppe von Berglern verewigende Figur. [...] es schmälert nicht die Glaubwürdigkeit der Erinnerung in einem wesentlichen Gehalt: Ein in seinem Stolz und in seinem als gerecht empfundenen Unabhängigkeitsanspruch ver-

letztes Volk begehrt auf; es finden sich in ihm ein oder mehrere Helden, die diesem Aufbegehren öffentlich und konkret Ausdruck geben.» Tell verkörpert für Bergier symbolhaft dieses Geschehen.

Mehr noch: In der Symbolfigur, die sich nahtlos in die Geschichte einfügt, zeigen sich dramatische politische Veränderungen in den embryonalschweizerischen Waldstätten am Ende des Mittelalters: «Was die Eidgenossenschaft der Waldstätte von all diesen anderen alpenländischen Gemeinwesen unterscheidet, ist [...] die Tatsache, dass sie den Schritt oder vielmehr den Sprung gewagt hat [...] hin zur politisch organisierten Schicksalsgemeinschaft, die ande-

Die Schweiz existiert. Sie gibt sich sogar erste Formen bereits im frühen 13. Jahrhundert.

ren Gemeinwesen oder auswärtigen Mächten gegenüber als Verhandlungspartner oder militärischer Gegner auftreten kann. Ein weiteres Kennzeichen dieses Gemeinwesens ist, dass es auf etwas aufbaut, was man wohl Ideologie nennen muss.» Diese Ideologie beschreibt Bergier als einen bereits im frühen 13. Jahrhundert erkennbar gewordenen politischen Willen: Die Waldstätte, die bis 1291 getrennt auftreten, «wollen äussere Einmischungen aller Art abwehren und die Wahrung ihrer angestammten Rechte durchsetzen».

Die Schweiz existiert. Sie gibt sich sogar erste Formen bereits im frühen 13. Jahrhundert. Historiker wie Thomas Maissen oder der in Bern lehrende André Holenstein sind da ganz anderer Meinung. Sie sehen nicht nur den Bundesbrief von 1291, sondern auch die

Schlacht am Morgarten im November 1315 als im Rückblick hochstilisierte Ereignisse ohne grössere politische Bedeutung. Bergier widerspricht auch hier. Die Schlacht am Morgarten sei in doppelter Hinsicht einschneidend. Erstens: Sie war eine militärische Sensation. Die von ihrem Landammann erstaunlich klug geführte Bauernguerilla manövrierte geschickt und bewusst in dem für sie günstigen Terrain. Zweitens: Der Überraschungserfolg gegen das starke Heer des habsburgischen Herzogs Leopold führte zu einer sofortigen Erneuerung des Bunds von 1291.

Laut Bergier allerdings kamen gewichtige Bestimmungen neu hinzu: Die Waldstätte schweissen sich noch enger aneinander. Kein Land darf sich mehr ohne Zustimmung der anderen einem fremden Herrn unterwerfen. Ausserdem darf kein Bundesmitglied künftig mit auswärtigen Mächten Verhandlungen führen oder Verträge abschliessen, ohne dass die anderen einbezogen werden: «Damit kommt der entscheidende Wille zum Ausdruck, ein enges Bündnis und – relativ für die Epoche – die Keimzelle eines Staates zu bilden.» Es war ein Staat noch ohne Form und ohne Organe, aber schon damals ein politischer Verbund «mit innerer Überzeugung und äusserer Notwendigkeit». Er sollte sich in den kommenden Jahrhunderten seinen Platz im Zentrum Europas endgültig sichern.

Unzerstörbare Ideale

Niemand behauptet, dass die Schweiz ihre Existenz und ihre Erfolgsgeschichte «allein ihren eigenen Leistungen verdankt» (Thomas Maissen). Aber genauso geschichtsblind ist es, die Schweiz zu einer Art historischem Zufall oder zur blossen Willensleistung der sie dulddenden Nachbarn zu vernichten. Die Schweiz fiel nicht einfach vom Himmel. Traut man Jean-François Bergier, hat der eidgenössische Wille zur politischen Sonderexistenz uralte, mittelalterliche Wurzeln. Sie hängen entscheidend zusammen mit Wilhelm Tell, mit 1291 und mit der Schlacht am Morgarten. Dies einfach als optische Täuschung, als blosses Märchen wegzuwischen, ist historisch unklug, aber auch intellektuell irrig. Mythen sind der pointierteste Ausdruck nationaler Ideale. Gibt es einen faszinierenderen, sympathischeren Volkshelden als Wilhelm Tell? Er verkörpert den desperadohaften Unabhängigkeitswillen, den urwüchsigen Widerstandsggeist einer merkwürdigen politischen Selbsthilfeorganisation aus den Alpen. Dass die gelehrtesten Historiker bis heute erfolglos gegen diesen machtvollen Mythos anschreiben, könnte auch ein Beweis dafür sein, dass die Ideale nichts von ihrer Aktualität verloren haben.

Jean-François Bergier: Wilhelm Tell. Realität und Mythos. Römerhof-Verlag, 2012



Essay

Gefährliche Fantasien

Für 149 Menschen des Flugs 9525 von Germanwings war es ein Albtraum mit tödlichem Ausgang. Was aber ging im Kopf des mutmasslich mörderischen Co-Piloten vor? Aus forensisch-psychiatrischer Sicht gibt es fünf theoretische Erklärungsansätze. Von Frank Urbaniok

Der Absturz der Maschine von Germanwings in den französischen Alpen ist eine fürchterliche Katastrophe. Neben dem Mitgefühl für die Angehörigen der Opfer steht sofort auch die Frage nach dem Warum im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. In den nächsten Wochen wird sicher noch mehr zur Person und zum Leben des mutmasslichen Täters und zum Vorlauf der Tat ans Licht kommen.

Aus forensisch-psychiatrischer Sicht ist eine der zentralen Fragen, wie lange im Voraus die Tat geplant war. Längere Planung spricht gegen situative Zufälligkeiten und für eine Tatmotivation, die stark und nachhaltig in der Persönlichkeit des Täters verankert war. Der Vorlauf hätte zudem Chancen geboten, die Tat zu verhindern. Die entscheidende Frage in diesem Zusammenhang: Wer wusste was zu welchem Zeitpunkt?

Derzeit sind angesichts noch vieler offener Fragen voreilige Schlussfolgerungen oder vermeintlich abschliessende Erklärungen fehl am Platz. Möglich ist aber, das Spektrum der denkbaren Ursachen aufzuzeigen. Als gesichert können Depression und Selbstmordgefährdung des Co-Piloten im Vorfeld der Tat gelten. Unklar ist, ob erst der Entschluss zur Selbsttötung feststand und sich anschliessend die Motivation für den Massenmord entwickelte – oder ob es umgekehrt war. Dann wäre der Mordplan handlungsleitend gewesen. Der eigene Tod wäre als Preis dafür in Kauf genommen worden. Sicher ist aber, dass Depression und Suizidalität alleine keine annähernd ausreichende Erklärung für die grausame Tat sind. Andere Phänomene waren entscheidend dafür, 149 Menschen in den Tod zu reissen. Sie traten kombiniert mit Depression und Suizidalität auf und führten zu einer gefährlichen Mischung psychischer Problematiken. Dabei drängen sich fünf theoretisch denkbare Erklärungslinien auf:

— **Zwangsgedanken:** Solche Gedanken drängen sich unwillkürlich auf. Viele Menschen kennen das. Man steht auf einem hohen Turm, schaut hinunter. Plötzlich kommt einem die Idee, hinunterzuspringen. Wie von einem Magnet fühlt man sich für einen Moment vom Abgrund angezogen. Ein anderes Beispiel: Man sitzt im Spital neben dem kranken Vater, und für eine Sekunde schiesst einem der Gedanke,

die Instrumente abzustellen, durch den Kopf. Solche Gedanken verschwinden oft genauso rasch, wie sie gekommen sind. Sie sind deshalb für die meisten Menschen überhaupt keine Gefahr. Es gibt aber Personen, die sich schlecht von solchen Zwangsgedanken abgrenzen können. Dann können diese zum Problem werden. Auch Depressionen oder Müdigkeit können die Abwehr von solchen Gedanken schwächen. Hier steht also nicht die Selbsttötung im Vordergrund, sondern die Sogwirkung, die eine extreme Tat auf manche Personen ausübt. Wie



Letzter grosser Auftritt: Co-Pilot Lubitz.

der Sog in den Abgrund, der einen magisch anzuziehen scheint, kann so ein Zwangsgedanke übermächtig werden. Kommentierte der Täter die Tat im Vorfeld tatsächlich positiv, dann spricht das gegen diese Variante. Denn Zwangsgedanken werden von Betroffenen eher belastend und negativ erlebt.

— **Fanatischer Egotrip:** Hier spielen die Macht und das Gefühl, Herr über Leben und Tod zu sein, etwas Monströses, Aussergewöhnliches zu vollbringen, in die Geschichte einzugehen, sich selber in einer subjektiv grossartigen, allmächtigen und extremen Pose zu inszenieren, eine entscheidende Rolle. Man findet dieses Muster

sowohl bei religiösen Fanatikern als auch bei Schul-Amoktätern.

— **Narzisstische Problematik:** Sie ist verwandt mit dem fanatischen Egotrip. Hier wird ein geringes Selbstwertgefühl mit der ständigen Inszenierung der eigenen Grossartigkeit ausgeglichen. Solche Personen brauchen das Gefühl des Besonders-Seins und sind auf die ständige Zufuhr von Aufmerksamkeit und Bewunderung angewiesen. Bleibt das aus und droht das Selbstbild zusammenzustürzen, kann eine explosive Mischung aus Wut und Verzweiflung entstehen. Sie ist manchmal die Grundlage eines «grossen» letzten Auftritts.

— **Psychose:** Möglich ist auch eine psychiatrische Erkrankung im engeren Sinne wie beispielsweise eine Schizophrenie oder eine wahnhaftige Depression. Hier gibt es oft bizarre grössenwahnsinnige, paranoide oder Weltuntergangsszenarien, die einer total verschobenen Wahrnehmung entsprechen und mit der Realität gar nichts mehr zu tun haben.

— **Drogen-/Medikamentenwirkung:** Es gibt diverse (Neben-)Wirkungen von psychoaktiven Substanzen, die ursächlich oder begünstigend auch für schwere Gewalttaten und/oder Suizid sein können.

Erwähnenswert ist schliesslich, dass eine solche Tragödie in der Realität zwar absolut aussergewöhnlich ist. Das Sujet kommt aber im Traum oder insbesondere in Actionfilmen sehr häufig vor. Da droht eine Bombe, die von einem Schurken geschickt platziert wurde, in wenigen Minuten zu explodieren. Alles dreht sich nun darum, ob der Held es noch schafft, sie vorzeitig zu entschärfen. Die Spannung dieser Szenerie besteht einerseits darin, dass man hofft, es möge gelingen. Aber die Vorstellung der sich abzeichnenden Katastrophe, die Uhr, die unbarmherzig weitertickt, hat auf den Betrachter ebenfalls eine faszinierende Wirkung. Auch dieses Moment findet sich in der jüngsten Flugzeugtragödie. Fast alle Menschen können völlig problemlos zwischen Film, Fantasie und Realität unterscheiden. Bei Menschen, bei denen diese Grenze brüchig ist, kann es gefährlich werden.

Frank Urbaniok ist Professor für forensische Psychiatrie und seit 1997 Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des Kantons Zürich.

Der Millionenschaden von Arzt D.

Seit Jahren treibt ein Neurochirurg am See-Spital Horgen mit fragwürdigen Behandlungen und Abrechnungen die Kosten in die Höhe. Dabei kennt die Spitalleitung seine Vergangenheit. Der Arzt ruinierte eine Klinik und musste fast eine Million zurückzahlen. *Von Alex Reichmuth*



Mit Ozon gegen Schmerzen: See-Spital Horgen.

Unangemessene Behandlungen, fehlende Dokumentationen, dubiose Abrechnungen. Schon zweimal berichtete die *Weltwoche* über die möglicherweise missbräuchlichen Methoden von Neurochirurg und Schmerzspezialist D. am See-Spital Horgen. D. fällt etwa mit hohen Rechnungsstellungen bei Patienten auf, die er mit Ozon gegen ihre Schmerzen behandelt hat. So verrechnete er in einem Fall eine zusätzliche Schmerztherapie für rund 10 000 Franken, die gemäss dem Patienten nie stattgefunden hat. Bezahlen musste die Rechnung die Krankenkasse, obwohl Ozontherapi-

en selber nicht kassenpflichtig sind. Als der Patient seine Krankenakte kontrollieren wollte, stellte sich heraus, dass der Arzt zur ganzen Therapie mit fast dreissig Konsultationen kein einziges Wort festgehalten hatte – ein krasser Verstoß gegen ärztliche Pflichten. Andererseits setzt D. bei seinen Patienten gegen Schmerzen auffällig oft sogenannte Neurostimulatoren ein – Geräte, die etwa 35 000 Franken kosten. In einem Fall implantierte er einen Stimulator, obwohl die Diagnose beim Patienten gemäss externen Orthopäden und Schmerzspezialisten klar dagegen sprach. We-

nig erstaunlich, nützte das Gerät nichts und musste später wieder herausoperiert werden. Die Krankenkasse wurde insgesamt mit schätzungsweise 50 000 Franken belastet.

Die Leitung des See-Spitals ist nachweislich seit Jahren über die mutmasslichen Missstände informiert, lässt D. aber dennoch gewähren. «In keinem Fall wurden medizinisch zweifelhafte Schmerztherapien in Rechnung gestellt», behauptet das Spital gegenüber der *Weltwoche*. Es hätten bei D. zwar vereinzelt Patientendokumentationen gefehlt, aber dieser «Mangel» sei inzwischen behoben. Bereits 2011 forderte das Ärztekollegium am See-Spital aber eine Überprüfung von D. Die Spitalleitung übergibt den Warnruf.

Dabei hätte das See-Spital allen Grund, wegen Arzt D. beunruhigt zu sein – vor allem auch wegen seiner Vorgeschichte. 2004 war D. Mitgründer der Firma Sindovis mit Sitz in Zug und betrieb in deren Namen die Schmerzklinik Adliswil. Er pflegte offensichtlich einen sehr guten Kontakt zu Journalisten. So lobte etwa der *Tages-Anzeiger* unter dem Titel «Ganzheitlich gegen Schmerzen» das Wirken von D. Auch der *Sonntagsblick* warb in einem Artikel namens «Die Schmerz-Killer» unkritisch für die Klinik – Telefonnummer und Internetadresse wurden den Lesern gleich mitgeliefert.

Luxusuhren und teure Autos

Gleichzeitig bediente sich der aus Italien stammende D. aber an den Kassen von Sindovis – zusammen mit zwei Freunden, die er in die Firma geschleust hatte. Schon kurz nach der Firmengründung liessen sie sich mehrfach sechsstelligen Beträge auszahlen. Mehrere Beobachter bestätigen, dass D. und seine Kompagnons damals mit dem Kauf von teuren Autos und allerlei Luxusgütern auffielen.

Während einer der beiden Freunde einen Ferrari Maranello 575 M F1 für mehrere

Das See-Spital hätte allen Grund, wegen Arzt D. beunruhigt zu sein.

hunderttausend Franken erstanden haben soll, leistete D. sich offenbar einen Mercedes SL 55 AMG für einen sechsstelligen Betrag. Viel Geld soll auch für teure Uhren, Weine oder eine Home-Cinema-Anlage geflossen sein. «Mir kam seltsam vor, dass sich D. und

seine Kollegen kurz nach der Gründung der Firma so viel Luxus leisten konnten», erinnert sich ein Belegarzt des See-Spitals, der die Entstehung von Sindovis als Aussenstehender mitverfolgt hatte. «Mir war klar, dass da etwas faul sein muss.»

Wenig erstaunlich, war Sindovis rasch am Ende. Bereits ein gutes Jahr nach der Gründung stellte sie ihre operative Tätigkeit ein, und die Schmerzklinik Adliswil schloss ihre Türen. Gemäss zuverlässigen Quellen sollen Rückzahlungen durch Krankenkassen in der Höhe von deutlich über einer Million Franken in den Büchern der Firma gefehlt haben. Die Kassen sollen sich wegen der zweifelhaften Methoden von D. geweigert haben, zahlreiche offene Rechnungen seiner Schmerzbehandlungen zu begleichen. Dennoch plünderte D., der inzwischen als einziger Verwaltungsrat verblieben war, die Firma im letzten Moment nochmals kräftig. Am 1. Juli 2005, als Sindovis mutmasslich bereits überschuldet war, liess er sich eine halbe Million Franken auszahlen – als Sonderbonus für angeblichen «geschäftlichen Erfolg». Weiter liess er den beiden befreundeten ehemaligen Geschäftspartnern ein Zusatzhonorar von mehreren hunderttausend Franken zukommen und buchte zudem grosszügig Spesen von den Firmenkonten ab. 2006 war Sindovis offiziell pleite.

«Win-win-Situation»

Jahre später holte die Geschichte D. ein. Eine Inkassofirma hatte ihn vor Gericht gezogen, weil sie festgestellt hatte, dass abgetretene Rechnungen der Sindovis uneinbringlich waren. Am 30. Juni 2011 verpflichtete das Kantonsgericht Zug D. zu einer happigen Rückzahlung. Es stehe fest, dass D. «durch Verletzung seiner Pflicht als Verwaltungsrat einen Schaden in Höhe von CHF 637 288.–

schuldhaft und adäquat kausal verursacht hat», heisst es im Urteil. Zusammen mit Zinsen, Verfahrenskosten und Prozessentschädigung wurden D. insgesamt über 900 000 Franken in Rechnung gestellt.

D. hatte in der Zwischenzeit nicht darben müssen. Kurz nachdem er Sindovis zusammen mit anderen an die Wand gefahren hatte, wechselte er 2005 ans See-Spital Horgen und eröffnete dort eine neue Schmerzklinik. In Medienberichten erweckte D. den Eindruck, der Umzug erfolge aus medizinischen Gründen. «In unserer Klinik im Zentrum von Adliswil konnten wir nicht alle Behandlungen durchführen», argumentierte er gegenüber dem *Tages-Anzeiger*. Dieser sprach denn auch von einer «Win-win-Situation». Dass D. vielmehr mitgeholfen hatte, Sindovis in den Ruin zu treiben, war den Journalisten offenbar nicht bekannt.

In der Tat bescherte Neurochirurg D. dem Spital bald kräftig wachsende Umsätze. Zwischen 2005 und 2010 stiegen dessen Fallzahlen unter dem Titel «Krankheiten und

Insgesamt wurden D. über 900 000 Franken in Rechnung gestellt.

Störungen des Nervensystems» um über siebzig Prozent. Erneut erschienen regelmässig Medienberichte, die voll des Lobs über D. waren – und unverhohlen für dessen neues Geschäftsfeld warben, den Einsatz von Neurostimulatoren. «Ein Kribbeln überdeckt die Schmerzen», schrieb der *Tages-Anzeiger* im März 2007. «Ein neues Lebensgefühl gewonnen», titelte die *Zürichsee-Zeitung* im August 2008.

Wie mehrere Quellen bestätigen, soll das Spital am Umsatz, den D. generiert, kräftig

mitverdienen. «D. ist für das Spital ein Goldesel», sagt ein ehemaliges Mitglied des Ärztekollegiums. Es ist darum keine Überraschung, dass die Spitalchefs nicht handelten, als das Ärztekollegium 2011 aufgrund von Hinweisen auf mutmasslich missbräuchliche Methoden die Überprüfung von D. forderten. Die Spitalleitung wusste damals zwar nachweislich, dass D. gerichtlich zur Rückzahlung von fast einer Million Franken verpflichtet worden war. Auf Anfrage weist das See-Spital aber jede Verantwortung von sich – mit dem Argument, zwischen dem See-Spital und Sindovis hätten «keinerlei Rechtsbeziehungen» bestanden. Es gebe darum «keine Veranlassung, irgendwelche Überprüfungen vorzunehmen».

Klinik «wegen Ferien» geschlossen

Wie Belege zeigen, ist auch Walter Bosshard, Präsident der Stiftung See-Spital, seit Jahren bestens über die dubiosen Methoden von D. informiert. Der langjährige frühere Gemeindepräsident von Horgen und ehemalige FDP-Nationalrat blieb dennoch untätig. Als Grund für die Vorwürfe gegenüber dem Spital sieht Bosshard die «private Auseinandersetzung zwischen zwei ehemaligen Geschäftspartnern», wie er gegenüber der *Weltwoche* festhält. Diese Auseinandersetzung werde dazu benutzt, «ein ganzes Spital mit regionaler Bedeutung in Misskredit zu bringen». Die *Weltwoche* stützt sich aber auf fast zehn Quellen ab, die überzeugt sind, dass am See-Spital etwas falsch läuft. Bereits ist zumindest eine grosse Krankenkasse daran, die Rechnungsstellung von D. der letzten Jahre kritisch zu durchleuchten.

D. selber konnte für eine Stellungnahme nicht erreicht werden. Seit Ende März ist seine Schmerzklinik am See-Spital geschlossen – wegen Ferien, wie es heisst. ○

Volg. Im Dorf Daheim. In Brütten zuhause.



**Lokales Brot –
begehrt wie
warme Weggli!**

Bäckermeister Daniel Bosshart ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Brotspezialitäten sind im Volg Brütten (ZH) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



Volg
frisch und fründlich



«Wir sind wie ein Magnet»: Lega-Politiker und Journalist Quadri.

«Die Grenze zu Italien schliessen»

Das Tessin macht selten Schlagzeilen. Meist dann, wenn es zu viel regnet oder der Stau vor dem Gotthard mal wieder epische Ausmasse annimmt. Der schillernde Lega-Politiker Lorenzo Quadri erklärt einen unverstandenen Kanton. Von Wolfgang Koydl und Jacqueline Haener (Bild)

Es gibt «bescheiden», es gibt «minimalistisch», und es gibt das Büro des Chefredaktors des *Mattino della Domenica*. Zum Schreiben und zur Inspiration braucht der vierzigjährige Nationalrat der Lega dei Ticinesi nicht mehr als einen Stuhl, einen Schreibtisch und einen Computer – gleich neben dem Empfang im Erdgeschoss, damit er rasch für einen Termin verschwinden kann. Unter Lorenzo Quadris Ägide und wegen seiner meinungsstarken Beiträge hat sich die Sonntagszeitung zur Tessiner Pflichtlektüre entwickelt. Als sie vor genau 25 Jahren zum ersten Mal erschien, gaben ihr selbst wohlwollende Beobachter nur wenige Monate. Quadri selbst scheint der Erfolg am meisten zu überraschen: Schmächtig, blass und mit blondem Pferdeschwanz, wirkt er genauso unauffällig wie sein Büro.

Herr Quadri, in der Deutschschweiz hört man so gut wie nichts über das Tessin. Der Kanton könnte geradezu in einem anderen Land liegen. Täuscht der Eindruck?

Ich fürchte, er täuscht nicht. Aber man muss differenzieren. In Bern als Hauptstadt ist das Interesse naturgemäss stärker. Aber in Zürich, der Finanzmetropole, scheint es wirklich manchmal so, als ob man von uns noch nie gehört hätte. Da fehlt, so denke ich, zuweilen das politische Gespür.

Gelingt es den Tessiner Politikern nicht, ihren Kanton ins Gespräch zu bringen?

Ich glaube, dass wir als Politiker schon präsent sind, vor allem in Bern. Aber Politik alleine genügt nicht, um Probleme zu lösen. Wir können noch so viele Gespräche mit dem Bundesrat oder mit leitenden Bundesbeamten führen, aber das reicht eben nicht.

Was hat das Tessin der Schweiz zu bieten?

Das Tessin ist der drittgrösste Finanzplatz der Schweiz. Vielleicht ist man sich das in Zürich nicht so bewusst, da verbindet man mit uns meistens nur Ferien und Tourismus. In Lugano gibt es eine wachsende Universität, wir haben ein landesweit führendes und anerkanntes Herzzentrum. Die ETH betreibt in Lugano das Swiss National Supercomputing Centre. Weiter haben wir ein Kongresszentrum und ab September 2015 auch ein Kulturzentrum. Wir haben durchaus viel zu bieten, abgesehen von unserer schönen Landschaft und dem angenehmen Klima. (*Lacht*) Na ja, meistens ist das Klima angenehm. Dies zieht auch reiche Ausländer an.

Können die sich auch an einem angenehmen Steuerklima erfreuen?

Im Tessin gibt es ziemlich viele pauschal besteuerte reiche Ausländer, insgesamt 877 Personen. Wir können nicht auf sie verzichten, die Kommunen und der Kanton nehmen daraus ungefähr sieben Millionen Franken im Jahr ein.

Dennoch hat man oft den Eindruck, dass die Tessiner nur am Jammern sind. Fühlen sie sich als das Aschenputtel der Nation?

Es stimmt schon: Wir klagen, aber das ist notwendig, wenn man sich Gehör verschaffen will. Wir haben viele Probleme, die wir zur Geltung bringen müssen. Wenn wir in Bern vorstellig werden, zeigt man sich immer sehr verständnisvoll. Aber wir brauchen kein Verständnis, sondern Lösungen.

Seit Flavio Cotti war kein Tessiner mehr im Bundesrat. Das war im letzten Jahrhundert. Woran liegt es?

An der Rivalität unter Minderheiten. Die Romandie ist nicht bereit, Platz zu schaffen für eine noch kleinere Minderheit. Die Deutschschweizer sind vielleicht etwas offener, aber wenn es zum Schwur kommt, haben auch sie immer ein Argument für ein Nein. Da ist dann entweder der Kandidat falsch oder der Zeitpunkt. Deshalb finde ich den Vorschlag, den Bundesrat auf neun Mitglieder aufzustocken, sehr interessant. Dann wäre es nicht mehr vertretbar, keinen Tessiner zu wählen.

Das würde ausreichen?

Ein Problem sehe ich darin, dass das Parlament – mit Ausnahme des Sonderfalles Widmer-Schlumpf – keine Persönlichkeiten von ausserhalb der Bundesversammlung wählt. So ist es für ein Mitglied einer kantonalen Regierung so gut wie unmöglich, in den Bundesrat gewählt zu werden, obwohl es die Arbeit einer Exekutive sicher besser als ein Parlamentarier kennt.

Das Tessin hat 2014 zweimal Schlagzeilen gemacht: im Herbst mit den katastrophalen Regenfällen, im Frühjahr mit dem deutlichen Ja von knapp sieben Prozent zur Masseneinwanderungsinitiative. Auslöser war der Ärger über Grenzgänger aus Italien. Ist seitdem politisch etwas passiert?

Wenn die Frage ist, ob etwas Konkretes passiert ist, dann lautet die Antwort: gar nichts. Die Bevölkerung wird immer ungeduldiger. Wenn keine Lösungsvorschläge kommen, wird es nur noch immer schlimmer.

Gab es denn Erleichterungen beim Thema Grenzgänger?

Nein, überhaupt nicht. Das deutliche Ja zur Initiative im Tessin war für den Rest der Schweiz wahrscheinlich ein Schock, aber wenn nichts geschieht, dann vergisst man ziemlich schnell. Wir können nicht drei Jahre warten, wie es der Bundesrat in seinen Gesprächen mit der EU vorsieht.

Welche konkreten Probleme entstehen durch die Grenzgänger?

Einheimische werden von den Arbeitsplätzen vertrieben. Sie werden durch italienische Arbeitskräfte ersetzt, die in Italien leben und dort deutlich niedrigere Lebenshaltungskosten haben. Deshalb können sie mit einem Lohn von 2000 Franken im Monat oder noch weniger ziemlich gut leben. In der Schweiz reicht das nicht.

Liegt es nicht an den Arbeitgebern, die billige Arbeitskräfte aus Italien einstellen?

Wir versuchen die Arbeitgeber dafür zu sensibilisieren, dass sie auch eine soziale Verantwortung haben. Aber es ist schwer, mit solchen Prinzipien durchzudringen, wenn es um die eigene Tasche geht. Das Problem liegt bei der Personenfreizügigkeit ohne Limiten, die es ermöglicht, dass Grenzgänger Einheimische von den Arbeitsplätzen vertreiben.

Der Grosse Rat hat den Quellensteuersatz für Grenzgänger um zwanzig Prozent erhöht. Was erhofft man sich davon?

Zunächst einmal ist das eine gute Nachricht für die kommunalen und die kantonalen Finanzdirektoren. Man hofft auf zusätzliche Einnahmen in der Höhe von zwanzig Millionen Franken. Aber es schreckt keinen einzigen Grenzgänger ab, weiterhin im Tessin sein Geld zu verdienen.

«Wir können nicht drei Jahre warten, wie es der Bundesrat vorsieht.»

Warum?

Weil die Ursache des Problems in Italien liegt. Das Land steckt in einer tiefen Krise. Es gibt schlicht keine Arbeit, deshalb kommen die Leute ins Tessin. Ihnen ist es egal, ob sie ein bisschen mehr oder weniger Steuern zahlen, Hauptsache, sie haben einen Job. Das bringt uns zum Kernproblem: Man kann keine Personenfreizügigkeit mit offenen Grenzen mit einem Land haben, dem es wirtschaftlich so viel schlechter ergeht als uns. Wir sind wie ein Magnet. Das kann nicht funktionieren. Aber man kann ja schlecht die Grenzen zu Italien schliessen. Man könnte es für ein paar Tage versuchen, um zu sehen, was passiert. Vielleicht würde Italien dadurch ein bisschen vorsichtiger im Umgang mit der Schweiz.

Direkter Nachbar des Tessins ist der grosse Wirtschaftsraum Mailand-Lombardei. Ist das ein Fluch oder ein Segen?

Um Tessiner Produkte dort zu verkaufen, braucht man keine Personenfreizügigkeit. Dafür reichen Handelsabkommen. Jetzt geht es darum, den neuen Artikel der Bundesverfassung gegen die Masseneinwanderung umzusetzen, der nach der Abstimmung vom 9. Februar eine Begrenzung der Personenfreizügigkeit verlangt. Gelingt das, haben wir zwar nicht alle Probleme gelöst, aber eine deutliche Verbesserung erreicht.

Gibt es direkte politische Kontakte zwischen Bellinzona und Rom?

Man versucht es, aber es ist schwierig, weil die italienische Politik sehr unbeständig ist. Regierungen wechseln sehr schnell. Im Moment haben wir den dritten nicht gewählten Ministerpräsidenten. Der letzte Regierungschef, der ein Wählermandat hatte, war Silvio Berlusconi. Jedes Mal, wenn in Rom die Regierung wechselt, muss man wieder ganz von vorne anfangen. Ausserdem nutzen die Italiener diesen Zustand, um mit der Schweiz nichts konkretisieren zu müssen. Sie behaupten, die Dossiers noch studieren zu müssen. Aber bevor sie damit fertig sind, gibt es schon wieder eine neue Regierung, und alles geht wieder von vorne los.

Wie steht es mit politischen Kontakten zu den Grenzregionen?

Wir haben gute Kontakte, wir reden oft und gerne miteinander. Aber hier gibt es das Problem, dass italienische Regionen keine wirkliche Macht haben. Wenn es zum Entscheid kommt, ist immer jemand anderes zuständig, und der entscheidet dann ganz anders.

Die Verkehrsstränge, die das Tessin mit dem Rest der Schweiz verbinden, sind anfällig für Unterbrechungen. Trotzdem gibt es Kritik an der zweiten Gotthardröhre. Verstehen Sie das?

Nein, denn es gibt keine Alternative dazu. Andere Varianten, etwa mit den Verladestationen, funktionieren nicht. Die kosten nur viel, fast zwei Milliarden, und in vierzig Jahren, bei der nächsten Sanierung, werden wir noch immer dasselbe Problem haben. Ausserdem gibt es Sicherheitsbedenken: Eine Röhre, die in beiden Richtungen befahren wird, ist immer sehr gefährlich. Jetzt ergibt sich die Gelegenheit zu einer umfassenden Lösung, weil der alte Tunnel saniert werden muss. Diese müssen wir ergreifen.

Man verdoppelt die Kapazität durch eine zweite Röhre, nur um sie anschliessend wieder auf jeweils eine Fahrspur pro Richtung zu halbieren. Ein Schildbürgerstreich?

Das Verbot der Kapazitätserhöhung steht in der Verfassung. Die Gegner der zweiten Röhre sagen, es werde nicht lange dauern, bis die EU von der Schweiz verlange, alle Fahrspuren zu öffnen. Und der Bundesrat, der sehr nachgiebig gegenüber der EU ist, wird das trotz Verfassungsverbot durchführen. Aber die Realität sieht anders aus. Denn ein Drittel der Kapazität des Tunnels ist bis heute nicht ausgeschöpft. Es werde somit auch mit der zweiten Röhre kein Druck seitens der EU für die Eröffnung von vier Fahrspuren kommen: Die EU braucht keine zusätzliche Kapazität am Gotthard. Deshalb sticht für mich das Argument der Tunnelgegner nicht, die vorhersagen, dass sich eine Verkehrslawine durch die Alpen und in das Tessin ergiessen wird. ○

Bahn frei für die Bombe

Obamas Abkommen mit Teheran wird das iranische Nuklearprogramm nicht stoppen. Es könnte sogar zur internationalen Anerkennung der Islamischen Republik als Atommacht führen. Die wesentlichen Mängel eines missratenen Deals. *Von Pierre Heumann*

Als letzte Woche in Lausanne die Verhandlungen über den Atom-Deal vorgestellt wurden, sprach US-Präsident Barack Obama von einer «einmaligen Chance», um die Verbreitung von Nuklearwaffen zu stoppen. Der Kompromiss werde «unser Land, unsere Verbündeten und unsere Welt sicherer machen», versprach die Nummer eins der Grossmacht.

Worauf Obama seinen Optimismus stützt, bleibt schleierhaft. Er hat erhebliche Abstriche gemacht an den ursprünglichen Vorstellungen, wie mit einem Abkommen die Entwicklung einer A-Bombe verunmöglicht werden soll. Der Deal ist zwar erst ein Gerüst für das endgültige Abkommen, über das in den nächsten Monaten verhandelt werden muss. Doch es zeichnet sich ab, dass damit das iranische Nuklearprogramm international akzeptiert wird und Teheran seine atompolitischen Interessen durchsetzen kann. Im Sommer, wenn das Gesamtabkommen ausgehandelt ist, hat der Uno-Sicherheitsrat das letzte Wort. Mit einer Resolution könnte er dem Vertrag den völkerrechtlichen Segen erteilen.

1—Kein gemeinsames Papier

Obamas Optimismus entpuppte sich bereits am Abend des Zustandekommens als Trugbild. In Washington und in Teheran wurden die Ergebnisse völlig unterschiedlich dargestellt. Das Abkommen – der Zwischenschritt auf dem Weg zur definitiven Vereinbarung – konnte nur deshalb als Einigung präsentiert werden, weil kein gemeinsames Papier publiziert wurde. Sonst wären die erheblichen Differenzen zwischen Teheran und den P5+1, also den Vetomächten des Uno-Sicherheitsrates und Deutschland, offen zutage getreten.

Bedeutsame Meinungsunterschiede bestehen etwa bei den gegen den Iran gerichteten Sanktionen. Gemäss Washingtoner Lesart sollen sie lediglich graduell abgeschafft werden, sie seien bloss suspendiert. Sie würden wieder in Kraft treten, falls Teheran gegen den Deal verstosse. In Teheran wird das Abkommen hingegen anders interpretiert. Das Ende der Sanktionen sei nicht vom Verhalten des Iran abhängig. Gleich nach der Zeremonie in Lausanne sagte der iranische Aussenminister Dschawad Sarif deshalb, dass in Lausanne explizit vereinbart worden sei, die Sanktionen bereits im ersten Stadium der Umsetzung des Abkommens aufzuheben. Wäre es lediglich um eine Suspendierung gegangen, heisst es in Teheran, hätte sich der Iran gar nicht erst auf die Verhandlungen eingelassen.

2—Lücken und Auswege

Der Zoff über die Zukunft der Sanktionen ist keine Ausnahme. Das als «historisch» gefeierte Abkommen wird in Teheran und in Washington bei einem halben Dutzend weiteren Kernpunkten widersprüchlich interpretiert. So ist zum Beispiel die zeitliche Beschränkung der Anreicherung umstritten (Washington spricht von fünfzehn Jahren, Teheran lediglich von zehn). Die USA gehen davon aus, dass nicht angemeldete Kontrollbesuche gestattet sind, doch Teheran will solche Visiten bloss «vorübergehend» zulassen.

Das Abkommen hat zudem Lücken, die der Iran zu seinem Vorteil ausnutzen könnte. So ist die Laufzeit des Abkommens auf zehn Jahre beschränkt. Ist die Frist einmal abgelaufen, ist der Iran nicht mehr an den Deal gebunden. Im Prinzip kann Teheran bereits ab 2025 zu einem in-

dustriellen Atomprogramm übergehen, ohne vertragsbrüchig zu werden. Der Iran hätte dann als virtuelle Atommacht denselben Status wie heute Japan. Innerhalb relativ kurzer Zeit wäre das Regime in der Lage, mehrere Bomben zu bauen. In der Tat: Am Dienstag räumte Obama ein, dass ab dem dreizehnten Jahr die Frist für die Herstellung einer iranischen Bombe praktisch auf Null zusammenschrumpfen könnte.

3—Militärische Scheuklappen

Nur dürftig geht das Abkommen auf die militärische Komponente des iranischen Atomprogramms ein. So enthält es insbesondere keine Bestimmungen über ballistische Raketen, obwohl diese Teil jedes nuklearen Waffenprogramms sind. Dass der Westen darauf verzichtet hat, die militärischen Aspekte einzubeziehen, erstaunt: Denn das ballistische Raketenpro-



Wer verhandelt, ist immun: iranische Geistliche bei einem Test mit Shahab-3-Mittelstreckenraketen.

gramm des Iran ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass das Land an Nuklearwaffen arbeitet.

4—Anreicherung bleibt

Bereits vor zehn Jahren hat die Internationale Atomenergieagentur (IAEA) nachgewiesen, dass der Iran über ein umfangreiches Forschungsprogramm für Nuklearwaffen verfügt. Das Abkommen erlaubt es dem Iran zudem, weiterhin über eine ansehnliche Anreicherungs-kapazität zu verfügen. Anders als ursprünglich von den USA angestrebt, soll keine der bestehenden Anlagen demontiert werden. Der Iran muss seine Kapazitäten zur Urananreicherung bloss um zwei Drittel kappen.

Unklar ist auch, was mit dem angereicherten Uran geschehen soll. Frühere Vorschläge, gemäss denen dieses ausser Landes geschafft werden soll, werden im Deal nicht erwähnt. Möglich bleibt eine Verdünnung des angereicherten Urans. Dieser Prozess lässt sich aber rückgängig machen, bietet also keine Gewähr für eine endgültige Reduktion des angereicherten Materials.

5—Mangelndes Misstrauen

Laut Obama beruht das Abkommen nicht auf Vertrauen. Die Einhaltung der iranischen Verpflichtungen würde streng überprüft werden.

Dazu werde ein nie dagewesener Kontrollmechanismus geschaffen, verspricht Obama: «Wenn der Iran betrügt, wird es die Welt wissen.» Und: «Falls wir etwas Verdächtiges sehen, werden wir es untersuchen.» Internationale Kontrollen sind umso wichtiger, als der Iran in den vergangenen Jahren weder offen noch ehrlich über sein Atomprogramm informiert hat. Teheran, das den Atomwaffensperrvertrag NPT unterzeichnet hat, ist berechtigt, Atomenergie

Die zentrale Frage der internationalen Kontrollen bleibt unbeantwortet.

für zivile Zwecke einzusetzen. Laut Zusatzprotokoll zum (NPT), das Teheran ebenfalls unterschrieben hat, ist das Land verpflichtet, alle relevanten Nuklearanlagen freiwillig zu melden und für Inspektionen zu öffnen. Doch wiederholt haben ausländische Geheimdienste relevante Atomanlagen entdeckt, die der Iran verheimlicht hatte. So hat der Iran zum Beispiel die in den Berg gebaute Atomanlage von Fordow während Jahren totgeschwiegen. Teheran informierte erst, nachdem Spione Fordow aufgespürt hatten. Misstrauen ist also angebracht.

So zentral die Frage der internationalen Kontrollen auch ist, so schwammig bleiben im Deal die Angaben dazu. Gemäss Informationen der EU soll der Iran lediglich eine «provisorische Anwendung» des Zusatzprotokolls zugesagt haben. Das lässt den Verdacht aufkommen, dass der Iran das Zusatzprotokoll nicht vollumfänglich erfüllen will. Der Iran werde erneut ein Zusatzprotokoll der IAEA unterzeichnen, heisst es zudem im Abkommen. Damit würden die Kontrolleure verdächtige Installationen prüfen können, sowohl deklarierte als auch nicht deklarierte. Vergeblich sucht man aber nach Angaben über den Zeitrahmen, den der Iran einhalten soll, um die Vorschriften der IAEA zu erfüllen. Man habe sich «auf eine Reihe von Massnahmen» geeinigt, die eine Überwachung durch die IAEA vorsehen würden, heisst es lediglich.

Aufgrund früherer Erfahrungen ist bekannt, wie locker der Iran mit internationalen Auflagen umgeht. Mit dem Deal bemüht man sich trotzdem nicht darum, dieses Problem anzupacken. So verbietet er es nicht, Nuklearwaffen im Ausland zu lagern, etwa im befreundeten Nordkorea. Laut Medienberichten soll Teheran Atomwaffentests Nordkoreas mitfinanziert haben. Nichts könnte den Iran davon abhalten, Nuklearwaffen in unterirdischen nordkoreanischen Anlagen zu verstecken. Und selbst wenn der Deal unmissverständliche und kontrollierbare Auflagen enthielte: Der Iran hat aus den Erfahrungen Nordkoreas gelernt. Gemessen am Massstab, den Obama heute gegenüber Teheran anwendet, lieferte Pjöngjang in den frühen 1990er Jahren noch ein Musterbeispiel in Sachen friedlicher Anwendung der Atomenergie. 1985 hatte sich die heutige Atommacht dem NPT angeschlossen, 1992 erklärte sie, zusammen mit Südkorea, die Halbinsel zur atomwaffenfreien Zone.

6—Deal um jeden Preis

Doch bald schon registrierte die IAEA einen Vertragsbruch. In Verhandlungsrunden wurde danach jahrelang immer wieder versucht, den Nordkoreanern die A-Waffe auszureden. Erfolglos. Vor drei Jahren bot Obama zum Beispiel umfangreiche Nahrungsmittellieferungen an, falls Nordkorea eine «strenge Überwachung» des Atomprogramms zulasse. Wenige Monate später wurde der Abschuss einer Langstreckenrakete gemeldet. Zur «Strafe» verabschiedete der Uno-Sicherheitsrat eine weitere Resolution.

Deshalb weiss man in Teheran: Wer über Nuklearfragen verhandelt, ist immun. Wie oft auch immer ein Abkommen gebrochen wird – der Westen reagiert darauf, indem er neue Verhandlungsrunden fordert, allenfalls Sanktionen beschliesst oder sie verschärft. Dass zudem in Lausanne Amerikaner und Europäer mit iranischen Vertretern sprachen, während deren Regime im Mittleren Osten Länder destabilisiert und Israel mit der Vernichtung droht, muss in Teheran als klarer Beleg dafür gewertet werden, dass der Westen den Deal um jeden Preis will. ○



Vielfalt, die begeistert.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probeabo
10 Ausgaben!
nur Fr. 40.–



Lohn für unehrliche Debatte

Von Thilo Sarrazin — Auch in Deutschland scheut man die Auseinandersetzung mit dem politischen Islam. Das ist fatal, wo die Grundprinzipien einer offenen Gesellschaft bedroht sind.



Wie kann eine offene Gesellschaft ihre existenziellen Voraussetzungen gegen jene Gruppen und Bürger verteidigen, die ebendiese Voraussetzungen ablehnen? Oft genug geht das schief:

— Darum endete 1917 in Russland die ursprünglich bürgerliche Revolution in der Machtübernahme durch die Bolschewisten.

— Darum kam Hitler 1933 auf legalem Weg in das Amt des Reichskanzlers und schaffte wenige Monate später mit den Ermächtigungsgesetzen den demokratischen Rechtsstaat auch ganz legal ab.

— Darum ist Russland unter Putin offenbar erneut auf dem Weg von einer Demokratie zu einer Autokratie.

— Darum mündete 1979 in Persien die Revolution, die zu einer Demokratie hätte führen sollen, in die islamische Republik der Ajatollahs, wo letztlich der oberste Religionsführer den Stichentscheid zu allen weltlichen Fragen hat.

— In der Türkei hat Erdogan mit seiner AKP ein grosses Experiment gestartet, mit dem die 1923 von Kemal Atatürk gegründete laizistische Republik in einen islamischen Staat verwandelt werden soll: Atatürk hatte das Kopftuch vor neunzig Jahren in allen öffentlichen Einrichtungen verboten. Noch in den siebziger Jahren war dessen Anblick in den grossen Städten der Westtürkei eine Seltenheit. Mittlerweile tragen 75 Prozent der türkischen Frauen das Kopftuch, und ihre Erwerbstätigkeit ist von 50 Prozent auf nur noch 22 Prozent zurückgegangen.

Erdogan und seiner AKP kommt die demografische Dynamik der Türkei zugute: Seit vielen Jahrzehnten schon sind die traditionsgebundenen Regionen in Zentral- und Ostanatolien weitaus geburtenstärker und eine grosse Binnenwanderung von dort überflutet die ursprünglich recht säkulare Westtürkei. Das türkische Beispiel zeigt anschaulich: Staatliche Bestimmungen, mögen sie auch den besten Zwecken dienen, tragen immer nur so weit, wie sie von der Bevölkerung akzeptiert und verinnerlicht werden. Offene Gesellschaften können von oben zerstört werden, aber eben auch von unten.

Geprägt vom Schock der Nazidiktatur und verängstigt durch die kommunistische Diktatur in Ostdeutschland, hatte man sich in der jungen Bundesrepublik Deutschland besonders intensive Gedanken gemacht, wie man die demokratische Gesellschaft vor ihren Feinden schützen könne. Das führte in den fünfziger Jahren zum Verbot links- und rechtsradikaler Parteien und Anfang der siebziger Jahre zum Radikalenerlass für den öffentlichen Dienst: Nur jene Bewerber sollten in den Staatsdienst treten können, die aufgrund ihrer persönlichen Einstellung jederzeit die Gewähr boten, auf dem Boden der verfassungsmässigen freiheitlich-demokratischen Grundordnung zu stehen.

Das war immer eine Gratwanderung: In einer offenen Gesellschaft kann (und darf) man undemokratische, freiheitsfeindliche Ansichten nicht einfach verbieten. Auch ihre Anhänger sind schliesslich Staatsbürger mit dem Recht der freien Meinungsäusserung.

In diesen Zusammenhang gehört auch der Streit um das Kopftuch: Das Kopftuch als solches ist selbstverständlich nur ein belangloses Kleidungsstück: Belangvoll wird es erst, wenn man erstens die Verhüllung als religiöse Pflicht der gläubigen Muslima ansieht und zweitens diese Verhüllungspflicht als Ausdruck einer vom islamischen Glauben vorgegebenen ungleichen Behandlung von Mann und Frau be-



Man fürchtet, die Muslime von sich zu entfremden.

trachtet. Das weibliche Bedeckungsgebot entspricht der Auffassung des sunnitischen Mehrheitsislam, der die Trennung von Staat und Religion ablehnt und den Vorrang der Religion propagiert.

Aus dieser Sicht ist die Pflicht zum Kopftuch nicht zu trennen von der vielfachen Unterdrückung muslimischer Frauen und Mädchen, ihrer mangelhaften Bildung, sexuellen Unfreiheit und erzwungenen frühen Heirat. Solch ein durch die Religion auferlegter Rollenzwang widerspricht allerdings den Grundprinzipien einer offenen Gesellschaft. Wo eine Religion dies fordert, wird sie zur Politik, und die Religion des Islam wird zum politischen Islam.

Ebenso wenig, wie in einer offenen Gesellschaft jemand daran gehindert werden kann, politisch radikalen Ansichten anzuhängen, können freilich auch freiheitsfeindliche Religionsauffassungen verboten werden. Kein Lehrer wird einen Schüler daran hindern können, im Unterricht Springerstiefel und eine Jacke der Kleidungsmarke Thor zu tragen, auch wenn dies Ausdruck einer demokratiefeindlichen rechten Gesinnung ist.

Sehr wohl aber kann der Schulleiter dem Lehrer verbieten, sich vor der Klasse so zu kleiden, denn als Amtsträger darf er gegenüber den Schülern keinen Zweifel an seiner freiheitlich-demokratischen Gesinnung lassen. In diesem Sinne, und nur in diesem Sinne, kann auch ein Kopftuchverbot für Lehrerinnen begründet werden. Dann geht die Rechtfertigung, auch katholische Bauersfrauen (und sogar Sophia Loren) hätten früher Kopftücher getragen, genauso fehl wie der Hinweis, auch Fallschirmjäger und Gebirgsjäger der Bundeswehr trügen als Berufskleidung Springerstiefel. Ein Kopftuchverbot für Amtsträger kann deshalb nur politisch begründet werden. Insofern führt der Vergleich mit anderen religiösen Symbolen wie dem Kreuz am Goldkettchen ins Leere.

In Deutschland scheut man aber wie in anderen westlichen Staaten die Auseinandersetzung mit dem politischen Islam. Man fürchtet, die Mehrheit der Muslime von sich zu entfremden, wenn man sie mit den politischen Aussagen ihrer Religion konfrontiert. Das überlagert die Islamdebatte im Westen mit einer Schicht von Opportunismus und Unehrlichkeit. In Deutschland wurde das Kopftuch für Amtsträger vor allem unter dem Aspekt der Religionsfreiheit diskutiert und nicht, wie es richtig gewesen wäre, als politische Aussage. Dieser falschen Fragestellung folgte das Bundesverfassungsgericht in seinem jüngsten Urteil. Es gab eine ebenso falsche Antwort, indem es das Kopftuch einer Lehrerin als Ausdruck ihrer Religionsfreiheit interpretierte. Schädliche Gerichtsurteile sind der Lohn für eine unehrliche und opportunistische politische Debatte.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Jetzt ist sie museumsreif: Björk oder die Kraft der Stimme.



Die Björk-Saga

Von Daniele Muscionico

Fast alles ist falsch auf diesem Bild, und das ist richtig. Mitten in der Überwältigungsnatur, Berge als einstürzende Altbauten, Alpfloristik aus dem Computer, ein trocken rollend-grollendes Bächlein mit zweifellos sagenhaftem Lachsbestand – ein Zwerg, allverloren. Und dieser Zwerg ist auch ein Vulkan, er ist sogar Islands aktivster, denn er heisst Björk.

Ein Zwergenmädchen aus dem Buch der Sagen, auf dem Rücken trägt es seinen Schatten. Und es brüllt, und wie es brüllt, gegen das alte Lied des Wassers. Und wären die Berge nicht taub, würden sie die Stimme zurückwerfen, doch alles ist Pappe und Attrappe, alles ist falsch auf diesem Bild. Und das mit Recht.

Das ist Björk. Der schönste Beweis, dass grösstmögliche Authentizität grösstmögliche Künstlichkeit generiert. Das ist Björk. Und jede Umschreibung, die man sich einfallen lässt, ist Imitat, ist Plagiat und zweifelhafte Kunstanstrengung, dem Echtheitsgehalt dieses Bilds aus ihrem Video zum Song «Wanderlust» ähnlich. Und so dichtet sie, wenn sie dichtet: «Ich verlasse diesen Hafen, / dem Städtischen einen Abschied gebend. / Seine Einwohner scheinen sich für Gott zu interessieren. / Ich kann ihr «Das ist richtig» und «Das ist falsch» nicht verstehen.»

Verstehen wir Björk? Wenn es denn so wäre – der isländische Elfenbeauftragte hätte es längst zu verhindern gewusst. Denn das ist Björk, die Unberührbare. Wer die isländische Sängerin nicht wie eine vom Hvannadalshnúkur herabgestiegene Elfe bewundert, hat in Zeiten wie diesen schlechte Karten.

Denn in Zeiten wie diesen steht Björk nicht nur im kalten Wasser, sondern auf der womöglich weltgrössten Bühne für eine Sängerin. Das wichtigste zeitgenössische Museum, das Museum of Modern Art (MoMA) in New York, widmet ihr eine grosse Retrospektive. Damit gibt das Museum unserer Obsession für Berühmtheiten Zucker, und der deutsche Kurator, dem dieser Coup gelang, kann sich mit Fug und Recht als nächster MoMA-Direktor zurücklehnen.

Das Interesse an der Ausstellung «Björk» ist hysterisch. Gibt es Gründe, dies zu verstehen? In dieser Stimme, an der nichts stimmt, liegt unsere Sehnsucht nach dem Wahren und Unbestechlichen. Nach Heimat und nach dem Original. Nach einem Original wie Björk. Doch seien wir ehrlich: Hätte so eine in der Schweiz je Rückhalt gehabt? Jedes Land hat die Künstler, die es verdient.

«Björk»: Im MoMA New York, bis 7. Juni.
Katalog im Verlag Schirmer/Mosel.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 2 (4) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung – Der Grenzenlose (*DTV*)
- 3 (3) **Lucinda Riley:** Die sieben Schwestern (*Goldmann*)
- 4 (2) **Lukas Hartmann:** Auf beiden Seiten (*Diogenes*)
- 5 (5) **Milena Moser:** Das Glück sieht immer anders aus (*Nagel & Kimche*)
- 6 (–) **Viveca Sten:** Tod in stiller Nacht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 7 (7) **Cecelia Ahern:** Das Jahr, in dem ich dich traf (*Fischer Krüger*)
- 8 (6) **Peter Bichsel:** Über das Wetter reden (*Suhrkamp*)
- 9 (8) **Ian McEwan:** Kindeswohl (*Diogenes*)
- 10 (9) **John Grisham:** Anklage (*Heyne*)

Sachbücher

- 1 (2) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (1) **Thomas Maissen:** Schweizer Heldengeschichten ... (*Hier + Jetzt*)
- 3 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (5) **Jean Ziegler:** Ändere die Welt! (*Bertelsmann*)
- 5 (4) **Walter Mischel:** Der Marshmallow-Test (*Siedler*)
- 6 (10) **Kurt Lauber:** Matterhorn, Bergführer erzählen (*Droemer Knaur*)
- 7 (6) **Mahtob Mahmoody:** Endlich frei (*Ehrenwirth*)
- 8 (7) **Tanja Grandits, Myriam Zumbühl:** Kräuter (*AT*)
- 9 (8) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 10 (–) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron-von Tscharnher (*Zytglogge*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Gratiskultur

In mehreren deutschen Städten haben Studenten neuerdings kostenlosen Zugang zu den staatlichen Theatern. So zum Beispiel in Bochum. Man hat dafür bereits einen neudeutschen Begriff kreiert: «Theaterfltrate». Der Gratiseintritt soll Jugendliche in die altherwürdigen Kultureinrichtungen locken. Wahrscheinlich sind es dieselben Kulturpolitiker, die über Gratiszeitungen klagen und das kostenlose Herunterladen von Musik und Filmen im Internet, die dafür sorgen, dass sich die Gratismentalität nun auch hinsichtlich des Bühnenbereichs breitmacht. Jene Theater, die von der «Fltrate» ausgenommen sind, werden sich bedanken: Welcher Student wird noch irgendwo Eintritt bezahlen, wo es doch andernorts gratis ist? (rb)

Lyrik

Stationen einer Grosstadt-Dichterin

Vor 40 Jahren verstarb auf der Durchreise in Zürich fast unbemerkt die Autorin Mascha Kaléko. Ihre Gedichte erlangten Weltruhm. Höchste Zeit, sie wieder in Erinnerung zu rufen. Von *Nicole Dreyfus*

*Sonne klebt wie festgekittet.
Bäume tun, als ob sie blühen.
Und der blaue Himmel schüttet
Eine Handvoll Wolken hin.*

*Grosstadtqualm statt Maiendüfte.
– Frühling über Gross-Berlin! –
Süsse, wohlbekannte Düfte ...
Stammen höchstens von Benzin.*

Das Gedicht «Frühling über Berlin» gehört zu den Klassikern von Mascha Kaléko, die zeitlebens den Puls der Grosstädte in oft spöttisch-ironischen Zeilen einzufangen wusste. Berlin, New York, Jerusalem, das sind die Stationen ihrer unfreiwilligen Odyssee, die 1975 in Zürich ihr Ende nahm. Heute erinnert in der Limmatstadt ausser einem Grabstein auf dem jüdischen Friedhof nur noch ein kleiner Weg in Zürich Oerlikon an die einst gefeierte Dichterin.

Bevor das weibliche Pendant von Erich Kästner, wie die Lyrikerin oft genannt wird, in die Stadt kam, hatte die Welt noch den ersten grossen Krieg des 20. Jahrhunderts zu bewältigen. Mascha Kaléko wurde am 7. Juni 1907, als Tochter eines russischen Vaters und einer österreichischen Mutter, als Golda Malka Aufen in Schidlow – am Rande der ehemaligen Donaumonarchie – geboren. Jüdischer Herkunft zu sein und aus dem osteuropäischen Galizien zu stammen – das bedeutete damals, sich mit dem Schicksal als Emigranten abfinden zu müssen. Der Erste Weltkrieg verschlug die Familie nach Marburg. Zweite, fast schon eigentliche Heimat wurde in den zwanziger Jahren Berlin, wo die junge Kaléko Anschluss an die literarische Bohème, vor allem des «Romanischen Cafés», fand.

Monty Jacobs, einer der besten Köpfe des deutschen Feuilletons, entdeckte die junge Lyrikerin, und bald erschienen ihre Gedichte regelmässig in den Berliner Zeitungen. Sie schrieb «vom Alltag» für den Alltag, und diese Art der pointensicheren Grosstadtlyrik liebte man in den dreissiger Jahren besonders. 1933 erschien bei Rowohlt ihr erstes Buch, «Das lyrische Stenogrammheft». Die Stenogramme aus der Millionenstadt, deren Reiz im Gegensatz oder vielmehr in der Vereinigung von Lyrik und Spott, von Gefühl und Ironie liegt und die den vorschnellen Berliner Witz und die Trauer der Weisheit aus dem jüdischen Osten vereinigen. Diese Gedichte der «tagesaktuellen Literatur» erfreu-

ten sich grosser Beliebtheit – Kalékos erste Publikation verkaufte sich gleich in mehr als hunderttausend Exemplaren.

Mascha Kaléko gehörte in Berlin zum Kreis des «Romanischen Cafés», des Treffpunkts



«Tagesaktuelle Literatur»: Lyrikerin Kaléko.

und Schlupfwinkels der Künstler am Ende der zwanziger und Anfang der dreissiger Jahre. Kurt Tucholsky, Luigi Pirandello, Erich Kästner, Else Lasker-Schüler, Max Slevogt und Heinrich George waren hier zu Hause. Man diskutierte, kritisierte und träumte von einer besseren Welt – bis die Machtergreifung Hitlers alles veränderte. Die weitere Verbreitung des «Lyrischen Stenogrammhefts» war bald nicht mehr möglich. Ernst Rowohlt wagte noch ein zweites Buch der jungen Autorin: «Kleines Lesebuch für Grosse». Am 8. August 1935 wurde Mascha Kaléko aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und er-



hielt Berufsverbot. Das «Kleine Lesebuch» wurde noch in der Druckerei beschlagnahmt, ihre Bücher wurden nur noch unter dem Ladentisch verkauft oder von Freunden für Freunde abgeschrieben.

Fast hätte Mascha Kaléko den Absprung ins Exil verpasst, weil sie sich von Berlin nicht trennen wollte. Erst 1938 verliess sie Deutschland. Auch ihr privates Leben hatte in diesem Jahr eine bedeutsame Wende genommen. Nach zehnjähriger Ehe wurde sie vom Philologen Saul Kaléko geschieden und emigrierte mit ihrem zweiten Mann, dem Musiker Chemjo Vinaver, und ihrem Sohn nach New York, wo sie über 25 Jahre lang lebte.

Meisterin des ironisch-witzigen Tons

Das Exil bedeutet für eine Dichterin einen unheilbaren Bruch im Leben, denn dadurch verliert sie das Publikum, das ihre Sprache spricht. Den Verlust des literarischen Ruhmes hatte Mascha Kaléko zeitweise verwunden, die Entwurzelung nie. Kalékos scharfäugige Beobachtungsgabe und ihr früherer, ironisch-witziger Ton treten erst nach einer gewissen Zeit in New York teilweise wieder in Erscheinung. Das verrät womöglich, dass ihr die neue Stadt zunehmend gefällt, ja dass diese sie vielleicht gelegentlich an ihr altes Berlin erinnert.

Wie wahrscheinlich bei vielen Exilanten wich auch bei Kaléko die anfängliche Bewunderung für die neue Heimat allmählich einer kritischen Haltung gegenüber den Wertvorstellungen der Amerikaner. So kritisiert sie das in ihren Augen typisch amerikanische Phänomen des «Konsums um jeden Preis», beispielsweise im Gedicht «Window Shopping». In ihren später publizierten Versen für ein amerikanisches Bankbuch (geschrieben an der Wall Street, New York) schlägt Kaléko einen schärferen Ton an und kritisiert darin den amerikanischen Kapitalismusansatz. Im Frühling 1956 kehrte die Dichterin schliesslich – überaus zögerlich und voller Unsicherheit – nach Berlin zurück.

In den sechziger Jahren übersiedelte sie ihrem Mann zuliebe nach Israel und lebte mit ihm in Jerusalem. Doch die «Heimkehr ins Land der Väter» setzt sie einer gnadenlosen Isolierung aus.

Nach einem Besuch und einem letzten Vortragsabend in Berlin im Herbst 1974 kam noch einmal Lebenshoffnung auf. Die geliebte und dann verlorene und später so veränderte Stadt hatte es ihr von neuem angetan. Die Dichterin spielte mit dem Gedanken, neben dem Jerusalemer Domizil eine kleine Wohnung in Berlin zu nehmen, um dort zu leben, wo sie weniger fremd war. Der Tod hat ihr alle Entscheidungen abgenommen. Ein Zwischenhalt in Zürich wurde ihr, der Heimatlosen, zur letzten Lebensstation. Hier starb sie im Januar 1975, wo sie auch auf dem jüdischen Friedhof Friesenberg begraben ist.

Nachruf



Strategischer Fantast: Verleger Bettschart.

Rudolf C. Bettschart (1930–2015) — Die Legende ist so wahr wie fantastisch: Beide wurden am selben Tag geboren. Beide nahmen sich vor, zu arbeiten, bis sie tot umfallen. Beide hielten die Fäden bis zuletzt in der Hand – und haben mit ihrer herrlichen Eigenwilligkeit und risikofreudigen Sturheit den Diogenes-Verlag zu dem gemacht, was er heute ist: einer der erfolgreichsten belletristischen Verlage Europas. Rudolf C. Bettschart, kaufmännischer Patron des Verlags, offizieller Partner seit 1966, und der Verleger Daniel Keel waren das doppelte Lottchen der Verlagslandschaft. Die robuste Symbiose in der radikalen Unterschiedlichkeit war ihr Erfolgsgeheimnis. Als Schüler löste Bettschart für Keel die Rechenaufgaben, der im Gegenzug Bettscharts Schulaufsätze schrieb. Als kaufmännischer Chef rettete der kühl kalkulierende Geschäftsmann den Verleger mehrfach vor dem Ruin. Der in Luzern geborene Sohn eines Schwyzer Regierungsrates und Rechtsanwaltes erbte vom Vater den Sinn fürs Kaufmännische. Eigentlich hatte er eine Karriere in einer Baustahlfirma vor. Als Keels Einmannbetrieb an der Merkurstrasse 70 beziehungsweise sein in einem Persilkarton unter dem Bett untergebrachter Verlag ins Trudeln kam, installierte Bettschart einen anständigen Produktions- und Verlagsplan. Keel neigte zum Chaotischen, Bettschart zum Strategischen. Ihre unternehmerische Klugheit zeigte sich darin, dass jeder den anderen machen liess. Fantastische Unangepasstheit und genialischer Unternehmersinn waren ihr unschlagbares Erfolgsrezept. Jetzt ist Rudolf C. Bettschart 84-jährig gestorben. *Pia Reinacher*

Top 10

Knorr's Liste

1	Leviathan	★★★★★
	Regie: Andrei Swjaginzew	
2	Shaun the Sheep Movie	★★★★☆
	Regie: M. Burton / R. Starzak	
3	Cinderella	★★★★☆
	Regie: Kenneth Branagh	
4	American Sniper	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
5	The Imitation Game	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
6	Still Alice	★★★★☆
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
7	Fast & Furious 7	★★★★☆
	Regie: James Wan	
8	Une nouvelle amie	★★★☆☆
	Regie: François Ozon	
9	Insurgent	★★★☆☆
	Regie: Robert Schwentke	
10	La famille Bélier	★★★☆☆
	Regie: Eric Lartigau	

Kinozuschauer

1 (-)	Fast & Furious 7	135 955
	Regie: James Wan	
2 (1)	Shaun the Sheep Movie	17 440
	Regie: Richard Golezowski, Mark Burton	
3 (3)	Kingsman: The Secret Service	10 288
	Regie: Matthew Vaughn	
4 (5)	Der Nanny	10 159
	Regie: Matthias Schweighöfer	
5 (4)	Home (3-D)	9851
	Regie: Tim Johnson	
6 (6)	Cinderella	9780
	Regie: Kenneth Branagh	
7 (-)	Second Best Exotic Marigold Hotel	9478
	John Madden	
8 (2)	The Divergent Series: Insurgent	8959
	Regie: Robert Schwentke	
9 (7)	Still Alice	6563
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
10 (8)	The Boy Next Door	6059
	Regie: Rob Cohen	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Game of Thrones – Staffel 4 (Warner)
2 (1)	Die Tribute von Panem 3 (Impuls)
3 (2)	Die Pinguine aus Madagascar (Fox)
4 (-)	Kill the Boss 2 (Warner)
5 (-)	Dumm und Dümmer (Universal)
6 (3)	Ruhet in Frieden (Impuls)
7 (-)	Nightcrawler (Ascot Elite)
8 (-)	Die Schöne und das Biest (Disney)
9 (5)	Ninja Turtles (2014) (Rainbow)
10 (4)	Halo: Nightfall (Impuls)

Quelle: Media Control



Der amerikanische Traum vom Sieger: Abel Morales (Oscar Isaac, l.), Gattin Anna (Jessica Chastain).

Kino

Ein Gangsterfilm, der keiner ist

«A Most Violent Year» ist die brillante Studie über einen Mann, der den amerikanischen Traum leben will – vor allem gegen kriminellen Druck. *Von Wolfram Knorr*

Kunst und Kommerz; Kritikerfilme hier, Publikumsfilme dort; cineastisches Kino einerseits, Unterhaltungskino andererseits: Das bequeme Raster, das das europäische Kino bis heute prägt, scheint sich auch in Hollywood durchzusetzen. Einst haben die New-Hollywood-Rebellen wie Francis Ford Coppola («The Godfather»), Martin Scorsese («Goodfellas») oder William Friedkin («The Exorcist») Kunst und Kommerz genial verschmolzen. Seit sich die Entwicklung zur Monokultur, zu den ewigen Fortsetzungs- und Superhelden-Blockbustern, immer stärker durchsetzt, schleicht sich auch in jenem Land, das mit dem Unterschied zwischen U und E immer locker umging, diese Trennung ein. Eine fatale Entwicklung, die die Talente entweder in den sicheren Hafen des reinen Kommerzes treibt oder zu den Networks, wo sie in TV-Serien umsetzen, was ihnen das Kino zunehmend verwehrt.

Komplett gegen den Strom

Zu den wenigen, die sich verbissen mit anspruchsvollen Stoffen im Kino zu behaupten versuchen, gehört Jeffrey C. Chandor (41), dessen Spielfilmœuvre aus bislang drei Werken besteht, die es aber alle in sich haben, von kompromisslosem Gestaltungswillen geprägt sind und zugleich unterhaltsam erzählt werden. Thematisch und kommerziell sind Chandors Filme

«Margin Call» (2011), «All Is Lost» (2013) und nun sein neuer «A Most Violent Year» trotzdem nicht jedermanns Sache. Neu sind solche Gratwanderungen im US-Kino natürlich nicht, aber Chandor ist noch «sturer» als andere. Mit «Margin Call» griff er als Erster die Finanzkrise auf und zeigte, wie das kapitalistische System skrupellose Banker züchtet; in «All Is Lost», einem aberwitzigen Ein-Mann-Drama, kämpft Robert Redford als einsamer Skipper gegen die Gewalt der Natur. Der Individualist gegen den Rest der Welt – komplett dialogfrei.

Mit «A Most Violent Year» schwimmt nun Chandor (der auch die Drehbücher schreibt) komplett gegen den Strom: Er drehte einen Gangsterfilm, der keiner ist. Ein Film, geprägt von einem Klima der Gewalt, die aber konsequent verweigert oder vermieden wird. Es ist ein Film über einen Mann, der trotz grassierender Korruption ehrlich bleiben möchte. «A Most Violent Year» ist das verrückteste Gegenstück zu den Mafiafilmen Martin Scorseses. Ist der ein Apologet der Gewalt («Goodfellas»), die er mit orgiastischen Exzessen illuminiert, lebt Chandors Opus von einer fiebrigen Mixtur aus selbstgewisser Nettigkeit und latenter Bedrohung. Aus dieser Spannung wuchert die emotionale Kraft, die den Zuschauer am Wickel packt. Chandors Held, der Immigrant Abel Morales (Oscar Isaac), ein smarterer Aufsteiger, heiratet in

eine Heizölfirma ein und will sie mit dem Kauf eines Hafensareals ausbauen. Er möchte die Öllieferung direkt über eine Tankerverladestelle abwickeln. Das Grundstück ist teuer, und seine LKW, die das Öl zum Kunden bringen, werden dauernd überfallen und entleert. Das zehrt am Profit. Abel macht Verluste, braucht aber einen Bankenkredit. Seinen Fahrern verweigert er partout das Tragen von Waffen, will weder ins Fahrwasser mafioser Konkurrenten geraten noch Querelen mit der Polizei riskieren. Und hat beide doch ständig am Hals. Auch die Staatsanwaltschaft ist hinter ihm her, wittert Steuerhinterziehung. Er beharrt trotzdem unerbittlich auf dem «aufrechten Gang». Morales kämpft an vielen Fronten, weil er nur eines will: den amerikanischen Traum vom Sieger realisieren, den Traum von Luxus und Erfolg.

So natürlich wie Nagellack

Abel ist ein charismatischer, geschmeidiger Verkäufer, zu glatter Vollkommenheit geschliffen. Ein Arbitrator Eleganter mit einem Hauch Vulgarität: mit zu straff sitzendem Zweireiher, linienbetontem, senfgelbem Mantel, Rollkragenpullover, Föhnwelle, lässiger Bonhomie. Ein Typ, den eine herannahende Brandungswelle nicht umwerfen würde. Er weiss, dass es nicht um das Gewissen geht, sondern um eine saubere Kosten-Nutzen-Rechnung, um Szenarien, die den grösstmöglichen Vorteil bringen, ohne Abel dadurch ins Unrecht zu setzen. Seine



Höllenfahrt: Szene aus «A Most Violent Year».

Frau Anna (Jessica Chastain), blond, mit Paprikaschotenlippen, aus der Mob-Nische ins Ordinaire hinein schillernd, überlappt Abels gesäuberten Geschäftswelt-Traum. Sie steht ihm treu zur Seite, über seinen Ehrlichkeitstrockenheit sanft lächelnd, und sie verhält sich dabei so natürlich wie ihr Nagellack.

Chandors «A Most Violent Year» spielt in den frühen achtziger Jahren in New York, in jener Dekade, in der die Kriminalität besonders hoch war und eine Figur wie Abel Morales im rüden Spiel des Marktes nur mit bösen Kompromissen zum Player geworden wäre. Genau um dieses Lavieren in einer Gesellschaft, die sich mehr als Verrechnungssystem denn als moralisches versteht, geht es Chandor. Visuell eine faszinierende Hommage ans Kino der Achtziger mit einem Realismus, der aus den Tiefen kommt und sich in die schwarzen Schächte der Seelen von Abel, Anna und anderen gräbt.

Im Winter zwischen Schnee und kalter Sonne spielend, mal in mondänen Interieurs, mal in schäbigen Gewerbebezonen, lässt die Kamera von Bradford Young («Selma») die Luft wie aus Glas aussehen, zuweilen beschlagen, zuweilen grell. Leerstehende Fabrikhallen, mit Graffiti übersät wie eine Vorschau auf kommende Verwilderung, bilden den Kontrast zur Skyline, die sich auf der anderen Seite des Wassers mächtig erhebt wie eine bizarre Festung, wie Abels Eroberungsziel.

Wenn Abel, auf verzweifelter Suche nach den Tätern, die ihm das Öl aus seinen Tanklastern klauen, endlich einem Fahrer auf der Spur ist und ihn bis in die hintersten Winkel einer von jeglicher Urbanität verlassenen Gegend von New York verfolgt, gelingt Chandor eine wahre Höllenfahrt in einen Gesellschaftsabbrund brodelnden Wahnsinns. Es ist die einzige Actionszene, die sich explosionsartig entlädt und in die Wildnis führt. Es ist der Moment, in dem Abel seine Ideale schwinden sieht und erschrocken in finstere Nischen seines Herzens vordringt. Man kann «A Most Violent Year» nur viele Zuschauer wünschen. Verdient hat er es. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Paul Walker ist bekanntlich während der Dreharbeiten zum neuen «Fast & Furious»-Film tödlich verunfallt. Im Film wird buchstäblich Trauerarbeit geleistet. Ist das angesichts wüstester street racer-Ballereien Zynismus oder nicht? B. C., Basel



Zynismus erkenne ich da nicht. Angeblich wurde das Drehbuch nach Walkers Tod umgeschrieben. Möglich ist es, vor allem was den Schluss betrifft, der eigentlich allen Walker-Fans gefallen müsste. Klar, wird hier wild rumge-

ballert, mit den Autos durch die Luft geflogen, steile Hänge runtergeballert, und es werden Frontal-Crashes vollzogen, ohne die geringsten Blessuren der karriolenden Helden. Vielleicht erscheint Ihnen Vin Diesels reichlich pathetischer, um nicht zu sagen: kitschiger «Abschied», mit dem er Walker eigentlich ins Leben entlässt, zynisch. Aber der ganze Film betont in seiner masslosen Irrealität das Überleben. Das ist fast rührend und soll wohl Walker in ewiger Erinnerung behalten.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Wiedergeburt eines Pianisten

Von Peter Rüedi

Klaus Koenig, einer der Elder Statesmen unter den Schweizer Jazzmusikern, hat viele Verdienste. Als Tonmeister von Radio DRS 1962 nach Zürich gekommen, gründete der im Jazz wie in der Klassik gleichermaßen behende Pianist 1964 das Jazz Live Trio, das mehr als zwanzig Jahre Bestand hatte. Es wurde hauptsächlich als Rhythmusgruppe für zahllose Gastsolisten eine eigentliche Institution (am Bass meist Peter Frei, am Schlagzeug Peter Schmidlin), mit denen in der Konzertreihe «Jazz Live» in über hundert Live-Übertragungen eine eigentliche Anthologie der europäischen Jazzszene entstand. Zudem war das Trio die Kernzelle der wohl eigenwilligsten Schweizer Formation der siebziger Jahre, Magog. Koenig verkörpert so etwas wie die Unteilbarkeit der Musik, im stilistischen Sinn ebenso wie hinsichtlich der Parallele zwischen seinem technisch-tonmeisterlichen und seinem künstlerisch-kreativen Engagement. Bewundernswert ist indes vor allem die Hartnäckigkeit, mit der er seine pianistische Wiedergeburt betrieb. 1997 erkrankte er nämlich beidhändig an einer funktionalen Dystonie, einer Dysfunktion der Handmuskeln. Er kämpfte sich über jahrelange Therapien und unermüdliches Üben zurück, bis er 2012/13 sozusagen mit seinen Enkeln, Patrick Sommer am Bass und Andi Wettstein am Schlagzeug, eine neue Ausgabe des Trios gründen konnte, und, erweitert um die Bläser Daniel Schenker und Christoph Merki, das Quintett Seven Things. Zu sagen, Koenig sei wieder ganz der Alte, wäre untertrieben. Er hat sich neu erfunden. Nicht anders als der legendäre Horace Parlan, der aus der Behinderung seiner Rechten einen unverwechselbar persönlichen Klavierstil entwickelte, gewinnt Klaus Koenig aus dem Handicap eine Verdichtung seiner Musik. Seine erste Produktion «Nausikaa» ist eine eindruckliche Trio-CD mit lauter schönen originals, einem integrierten, geschlossenen Gruppensound, trotz Koenigs gelegentlicher Lust zum Selbstgespräch in romantisierend rauschenden Präludien und Codas. Der Widerstand, gegen den solche Geläufigkeit erkämpft wird, ist produktiv, aber im Resultat nicht hörbar.



Klaus Koenig:
Jazz Live Trio. Nausikaa.
TCB 32502

Fest der Wohltäter

Viel Prominenz am Benefizabend der Stiftung von Ruedi Mangisch im Zürcher «Kaufleuten». *Von Hildegard Schwaninger*



Outing als «Borderliner»: Endo Anaconda.

In der Schweiz gibt es 13 000 Stiftungen, und jedes Jahr kommen 300 dazu. Zum Vergleich: Im viel grösseren Deutschland gibt es 21 000 Stiftungen, und diese Zahl wird (wie letzten August in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* stand) bereits als besorgniserregend hoch eingestuft. In der Schweiz geht der Stiftungswahn um; statt dass sich die Wohltäter und Möchtegernwohltäter zusammenschliessen, gründet jeder seine eigene Stiftung. Wer in sogenannten besseren Kreisen verkehrt, kennt praktisch niemanden, der keine Stiftung hat.

Geradezu greifbar wurde diese Tatsache, als **Ruedi Mangisch**, der ehemalige Zehnkämpfer, der sich heute als Weinauktionator durchs Leben schlägt, einen Benefizabend für «Selins Stiftung» veranstaltete. Mangisch gründete diese Stiftung nach dem Freitod seiner Tochter, um die Sensibilität für seelische Krankheiten und damit – so weit wie möglich – die psychische Gesundheit zu fördern. Im Klubsaal des «Kaufleuten» sassen vor allem Psychiater sowie gegen hundert Bekannte von Ruedi Mangisch, die ihn in seinen Anliegen unterstützen. Vom Eintrittspreis von 250 Franken blieb nicht viel übrig, Mangisch musste Getränke, Speisen (es gab Gehacktes mit Hörnli) sowie die Gage für **Endo Anaconda** bezahlen. Sponsoren, so Mangisch, «sind schwer zu finden, die Menschen haben Angst vor diesem Thema». Anaconda outete sich im Round-Table-Gespräch als

«Borderliner», und als solcher wirkte er bei seinem – schrägen, doch eindrucksvollen – Bühnenauftritt auch. Passte perfekt zum Abend.

Es wurde also über «Psychische Gesundheit 2020» gesprochen, **Peter Rothenbühler** moderierte. Durch die Germanwings-Katastrophe bekam das Thema fürchterliche Aktualität, doch auch die anwesenden Spezialisten kamen auf keinen grünen Zweig. **Dr. Thomas Ihde-Scholl**, Psychiatrie-Chefarzt aus Bern (Stiftung Pro Mente Sana), **Prof. Dr. Gregor Hasler**, Chefarzt der Uni-Klinik für Psychiatrie Bern, Ana-



Gehacktes mit Hörnli: Ruedi Mangisch.

conda und **Ernst Fritz-Schubert** aus Heidelberg, der sich dem Thema Glück verschrieben hat, sassen auf dem Podium. Fritz-Schubert will Glück als Schulfach einführen. Eine Art Er-

satz für die Fächer Religion und Philosophie. In hundert Schulen in Deutschland ist ihm dies bereits gelungen, in der Schweiz erst am Theresianum Ingenbohl. Fritz-Schubert hat den Lebensratgeber «Dem Glück auf die Sprünge helfen» geschrieben, in dem er das Geheimnis der Lebensfreude entschlüsselt. **Marina Berini Eggenberger** (Stiftung Stunde des Herzens) war kaum auf dem Sessel zu halten vor Lebensfreude, als **Daniel Rohr** mit seiner Band Musik von Tom Waits spielte (das war der Unterhaltungsteil des Abends). Berini Eggenberger hat einen Crashkurs bei Fritz-Schubert gemacht, ist jetzt Lehrerin im Glückunterricht.

Psychiater **Dr. Kurt Albermann** aus Winterthur beschäftigt sich vor allem mit Kindern in Familien, wo die psychischen Probleme bei den Eltern liegen. Der Ärzteball 2016 im «Dolder Grand» soll der von ihm repräsentierten «Stiftung zur Förderung der psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen» zugutekommen. Diese Stiftung hat den gleichen Zweck wie die Stiftung Espoir, bei der **Ellen Ringier** federführend ist. **Prof. Dr. Wilfried Schley** vertrat die Leadership Foundation und die Helga-Breuninger-Stiftung. Schley ortet die Familie als «wichtigste Instanz, die Persönlichkeiten hervorbringt». Fazit nach den Tischgesprächen mit den Psychiatern: Menschen mit starkem Selbstwertgefühl sind weniger gefährdet.

Unter den Gästen: die Psychologin **Lotti Höner Dessauer** (die Werner-Dessauer-Stiftung ih-



Tom Waits für eine Nacht: Daniel Rohr.

res Mannes setzt sich für bessere Beziehungen zwischen Mensch und Tier ein), **Elmar Gaydoul** (die Fondation Gaydoul ist vor allem Sache seiner Ex-Frau **Denise Gaydoul-Schweri**, Mutter von **Philippe Gaydoul**), **Kaspar Fleischmann**, der gleich zwei Stiftungen hat (die Dr.-Carlo-Fleischmann-Stiftung und eine für Fotografie). Fleischmann wird am nächsten Dies academicus an der Universität Zürich für seine Verdienste um die Fotografie mit dem Dr. h. c. ausgezeichnet. Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt ist er als Landlord von **Tina Turner**. Er ist Besitzer der Villa Algonquin in Küsnacht, wo die Musikerin wohnt. Ja, eine Tina-Stiftung gibt es auch.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Liebe auf den ersten Couscous

Die Werbetexterin Heike Schmidt, 49, und der Koch Halaim Abidi, 52, sind seit sechsundzwanzig Jahren verheiratet und können über ihre Schwiegermütter nicht klagen.



Dreierbeziehung: Ehepaar Schmidt-Abidi.

Halaim: Meine Frau jobbte während des Studiums in dem arabischen Restaurant, in dem ich als Koch arbeitete. Es war sozusagen Liebe auf den ersten Couscous. Als ich zum ersten Mal in den Heimatort meiner Schwiegereltern kam, verstand ich nur Bahnhof. Eigentlich war mein Deutsch damals schon ganz gut, doch der moselfränkische Dialekt liess mich an meinen Sprachkenntnissen zweifeln.

Heike: Meine Eltern waren zuerst nicht begeistert von unseren Heiratsplänen, denn wir waren erst wenige Monate ein Paar. Aber sie legten uns keine Steine in den Weg, und auch meine Schwiegermutter nahm mich herzlich in die Familie auf. Das ist keine Selbstverständlichkeit, wie ich in der Zwischenzeit herausgefunden habe. Aus dem Bekanntenkreis kamen mir immer wieder die unglaublichsten Erlebnisse zu Ohren. Konflikte mit der Schwiegermutter sind eher die Norm als die Ausnahme.

Halaim: Wenn eine Schwiegermutter ihrem Schwiegersohn andauernd zu verstehen gibt, dass er nicht gut genug für ihre Tochter sei und sie sich einen besseren Mann für sie gewünscht hätte, sorgt das natürlich auch für Zündstoff. Sind die Männer klug genug, um subtile Andeutungen einfach zu überhören und nicht jedes Wort auf die Goldwaage zu legen, verpuf-

fen solche Angriffe und auch diejenigen der eigenen Mutter.

Heike: Söhne sind die grosse Liebe im Leben einer Frau. Wenn ein Sohn heiratet, wird die Schwiegertochter oft als Konkurrenz betrachtet. Dabei ist das natürlich völliger Unsinn: Beide lieben denselben Mann, aber auf völlig unterschiedliche Weise. Und der Mann liebt sie auch beide – einmal als Mutter und einmal als Partnerin.

Halaim: In Tunesien ist die Mutter das Familienoberhaupt. Wenn sie eine Schwiegertochter ablehnt oder umgekehrt, wenn die Schwiegertochter die Mutter ihres Mannes nicht mag, kann das eigentlich nicht gutgehen. In unserem Fall war das zum Glück nicht so.

Heike: Früher lebte man in der Grossfamilie, was bedeutete, dass die jung verheiratete Generation erst mal nichts zu melden hatte. Die Mutter und später die Schwiegermutter bestimmten den Alltag massgeblich mit. Heutzutage ist das – zum Glück – völlig anders. Die jungen Paare wohnen zumeist alleine und müssen sich nicht danach richten, was die älteren Generationen von ihnen erwarten. Wenn die Schwiegermutter sich dann doch mal einmischt, wird das nicht stillschweigend akzeptiert, sondern kommentiert oder diskutiert.

Halaim: Ich bin sicher, dass früher die Frauen mehr unter ihren Schwiegermüttern leiden mussten als heute. Sie waren einfach nicht in der Position, sich zu wehren und durchzusetzen. Moderne und geliebte Schwiegermütter gibt es aber auch: solche, die sich ihre Selbstbestätigung im Beruf, im Sport oder bei anderen Freizeitaktivitäten holen und es also nicht nötig haben, sich als Furie aufzuführen, nur um Beachtung zu finden.

Heike: Meine Schwiegermutter bleibt ein Vorbild: Denn ihre Rolle als Familienoberhaupt hat sie nie ausgenutzt, um andere zu manipulieren. Deshalb wurde sie auch von allen so geliebt. Ich hoffe, einmal so eine Schwiegermutter zu werden.

Heike Abidi und Anja Koeseling: Vorsicht Schwiegermutter! Widerstand zwecklos. Eden Books. 256 S., Fr. 11.15

Protokoll: Franziska K. Müller

Der Inquisitor

Von Andreas Thiel — Warum Schäuble Erbschaftssteuern bei Firmen verschärfen will.

Inquisitor: Setzt ihm die Daumenschrauben an.

Angeklagter: Aber ich habe doch bereits gestanden.

Inquisitor: Na und? Sollen wir dich deswegen etwa gegenüber den Ungeständigen bevorzugen? Bei uns herrscht Foltergerechtigkeit.

Angeklagter: Was soll das heissen?

Inquisitor: Es würde gegen das Gleichheitsgebot verstossen, wenn nicht alle Gefangenen gleich lange gefoltert würden.

Angeklagter: Aber wozu habe ich denn gestanden? Ich habe unter der Folter sogar Verbrechen gestanden, die ich gar nicht begangen habe.

Inquisitor: Aha! Selbst unter der Folter wagt er es noch, zu lügen! Siehst du? Wärest du mal besser standhaft geblieben.

Angeklagter: Aber dann hätten Sie mich doch immer weiter gefoltert, bis ich doch noch gestanden hätte.

Inquisitor: Na und? Es ist nun mal unsere Aufgabe, zu foltern.

Angeklagter: Aber sobald ein Angeklagter gesteht, dann kann man doch damit aufhören, ihn zu foltern.

Inquisitor: Warum sollte man mit den Geständigen grosszügiger umgehen als mit den Ungeständigen, die vielleicht sogar unschuldig sind? Das wäre ungerecht gegenüber den Unschuldigen.

Angeklagter: Was haben Sie denn noch davon, einen Geständigen zu foltern?

Inquisitor: Mit der fortgeführten Folter soll festgestellt werden, ob eine Verschonung gewährt werden kann oder ob es der Geständige gar nicht verdient hat, verschont zu werden, weil er bloss gestanden hat, um der Folter zu entgehen.

Angeklagter: Diese Argumentation kenne ich irgendwoher. Waren Sie früher mal Finanzminister?



Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Übersetzer der Natur

Von Peter Rüedi



Mit der Kunst des Weinbaus verhält es sich wie mit jeder Kunst: Eines ihrer Qualitätskriterien ist die Selbstverständlichkeit. Ein Wein, der erst erklärt werden muss, ist so daneben wie ein Witz, der auf Interpretation angewiesen ist. Und wie ein gutes Stück Literatur oder Malerei ist ein wirklich grosser Wein einer, der auf verschiedenen Ebenen funktioniert – sozusagen zu ebener Erde und im ersten Stock, um ein Stück des grossen Nestroy zu zitieren. Womit wir in Österreich wären, genauer gesagt im gesegneten Kamptal bei Fred Loimer in Langenlois. Für dessen Produktion insgesamt gilt, was auf die einzelnen Weine zutrifft: Sie sind parterre und in den oberen Etagen gleichermaßen bemerkenswert. Der einfache Grüne Veltliner Langenlois für knappe Fr. 17.– (*Weltwoche* Nr. 44/14) ebenso wie diese sprühende Version eines Rieslings aus der Kamptaler ersten Lage Seeberg. Der Wein, meine ich, ist deshalb so grossartig, weil er auf Anhieb alle Fragen verbietet und in der Folge beantwortet, will sagen: Er ist auf den ersten Schluck von einer unfraglichen Evidenz und entfaltet mit jedem weiteren Schluck neue Feinheiten hinter dem filigran-floralen ersten Eindruck von Steinfrucht, Blüten und Honig: geradezu tropisch extravagante Noten, aber auch kräuterartige Nuancen, nebst den näherliegenden Anklängen an Zitrusfrüchte und Pflirsich. Aber lassen wir das analytische Stochern im Fruchtsalat! Auf das Zusammenspiel der Komponenten kommt's an. Das ist fabelhaft, auch im differenzierten Säurespiel, das uns vor dem inneren Auge einen taufunkelnden, goldgrünen Sommermorgen explodieren lässt. So interpretiert, ist Riesling die Königssorte und diese österreichische Variante auf der Höhe der weltmeisterlichen Vergleichsgrössen von Mosel und Rhein (und dem ein bisschen in Vergessenheit geratenen Elsass auch). Fred Loimer bewirtschaftet seine Weingärten (immerhin siebzig Hektaren) seit 2006 nach biodynamischen Grundsätzen und gründete mit Kollegen gleicher Denkart den Verein «Respekt». Mit dem begegnet er der Natur. Und den schulden wir ihm, der sie für uns übersetzt.

Fred Loimer: Riesling Langenlois Seeberg Kamptal Reserve 2013. 13 %. Vinothek Brancaia, Zürich, Fr. 42.50. www.vinothek-brancaia.ch

Im nationalen Interesse

Im Genfer Restaurant von Philippe Chevrier wird eine kulinarische Kunst gepflegt, die einem nicht mehr so geläufig ist. Von David Schnapp



Klassische Küche ohne Chichi: Philippe Chevrier, «Domaine de Châteauevieux».

An dieser Stelle wurde der gastronomische Röstigraben, die scharfe Trennlinie, welche die kulinarische Schweiz in Ost und West unterteilt, auch schon beleuchtet. Kürzlich hatte ich in Genf zu tun, und da mir am Zusammenhalt der Landesteile liegt, versuche ich mit meinen bescheidenen Möglichkeiten einen Beitrag zu leisten. So ein Essen im besten Restaurant der Stadt kann ja neben Frühfranzösisch und den zahlreichen Programmen von Schweizer Radio und Fernsehen viel zum gegenseitigen Verständnis beitragen.

Der Genfer Philippe Chevrier betreibt mehrere Lokale, verpachtet einige weitere und steht doch in der Küche seines Hauptrestaurants «Domaine de Châteauevieux», das mit 19 Punkten zur dünnbesiedelten Spitzenkategorie im Gastroführer «Gault Millau» gehört. Wie jeder gute Koch in der Romandie sagt er, er wolle eine einfache, klassische Küche pflegen ohne viel Chichi, das nur vom Wesentlichen ablenke. So gibt es – typisch welsch! – als Amuse-Bouche hervorragende Froschschenkel, zart innen, leicht knusprig aussen und stehend auf einer Mousseline aus Knoblauch und getrockneten Tomaten. Im Ganzen etwas viel Salz vielleicht, aber auch viel Kraft. Eines der luxuriöseren Gerichte, die ich in letzter Zeit serviert bekommen habe, ist die Kombination aus Langustine und dunkler, herber Seeigel-Emulsion, dazu die feine Jodnote von Osietra-Kaviar und als verbindendes, cremiges Element das bei niedriger Temperatur eine Stunde lang gegarte Eigelb.



dendes, cremiges Element das bei niedriger Temperatur eine Stunde lang gegarte Eigelb.

Filmregisseure und Theaterautoren

Zu den gröberen Missverständnissen mancher Deutschschweizer gehört es, dass sie den natürlichen Berufsstolz, den in der Romandie (und auch in Frankreich) selbst Kellner noch haben, mit Arroganz verwechseln. Dabei sollte man froh sein, einen Servicemitarbeiter vor sich zu haben, der die Entstehungsgeschichte eines Jus erklären kann und der Kellner von Beruf ist und nicht eigentlich Filmregisseur oder Theaterautor. Restaurantleiter Esteban Valle ist ein solcher stolzer Berufsmann und Mitautor des Buches «Flambons, découpions, c'est servi!» über die kunstvolle Servicearbeit am Tisch.

Nach dem hervorragenden Genfer Schwein («Cochon de Genève») baut Valle vor mir eine Kochstation auf und beginnt mit der Zubereitung des Desserts. Er flambiert Bananen in Rum und Likör, dann bereitet er eine Sauce aus Crème fraîche, weisser Schokolade und schwarzer Trüffel zu. Das ist nicht nur fein, sondern auch noch ein selten gewordenes Spektakel, wofür es sich lohnt, Genf zu besuchen.

Restaurant Domaine de Châteauevieux
Chemin de Châteauevieux 16, Peney-Dessus,
1242 Satigny, Tel. 022 753 15 11
Ausführliche Besprechung des Menüs
auf www.dasfilet.ch



Auto

Die Macht ist mit mir

Der Porsche Cayenne ist gross, schwer (und leider teuer), aber er fährt sich wie ein grosser Sportwagen. *Von David Schnapp*

Steht das Wort «Turbo» auf einem Porsche, klingt das in den Ohren eines Autofreundes immer noch verheissungsvoll. Würde man es kühl betrachten, könnte man vor allem über den Wert einer hervorragenden Markenpflege nachdenken, worin Porsche es zu einiger Meisterschaft gebracht hat. Aber kühl zu bleiben, macht einem ein Turbo zum Glück nicht leicht. Es gibt allerdings einige Leser, die nicht die grössten Porsche-Liebhaber sind, wie ich ihren Zuschriften entnehmen konnte. In der Regel kritisieren diese Leser insbesondere die sportliche Preisgestaltung der Marke Porsche.

Porsche Cayenne Turbo Tiptronic

Leistung: 520 PS, Hubraum: 4806 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 279 km/h
 Preis: Fr. 158 300.-; Testwagen: Fr. 175 640.-



Da ich mir in meinem Beruf einen Porsche sowieso nicht leisten kann, stehe ich der Preisfrage naturgemäss gelassen gegenüber. In einer freiheitlichen Marktwirtschaft kann der Produzent eines Guts immer den Preis verlangen, den der Käufer bereit ist, dafür zu bezahlen. Der Porsche Cayenne Turbo (520 PS), um den es hier geht, kostet grundsätzlich schon mal 158 300 Franken. Zum Vergleich: Der neue BMW X5 M leistet 575 PS für mindestens 142 990 Franken, und davon wird noch eine Wechselkursprämie abgezogen. Mercedes, der dritte deutsche Hersteller, der in der Disziplin der Testosteron-SUVs antritt, verlangt für seinen ML 63 AMG 156 500 Franken und bietet dafür 567 PS.

Das Fauchen des Triebwerks

Die Cayenne sind über die Jahre athletischer und attraktiver geworden, die neueste Generation hat einige Design-Elemente vom kleineren Macan übernommen und sieht nicht mehr gar so plump aus wie die erste Ausgabe des SUV. Richard Hammond, einer der bisherigen Moderatoren von «Top Gear», der besten Autosendung der Welt, schrieb im britischen *Mirror*: «Der

erste Cayenne war so hässlich, dass nicht mal seine Mutter ihn hätte lieben können.»

Weil ich mir nun also über den Preis des Porsches keine Gedanken machen musste, konnte ich mich jedes Mal wieder auf den Moment freuen, in dem ich den Schlüssel in die dafür vorgesehene Öffnung links des Lenkrads schob, umdrehte und zuhörte, wie das Triebwerk mit einem wütenden, grollenden Fauchen startete. Von nun an wusste ich: «Die Macht ist mit mir.» Im Zentrum der Macht sitzen die beiden Turbolader, die mit einem sirrenden, singenden Windgeräusch den 4,8 Liter grossen Achtzylinder-Motor zwangsbeatmen. Gemäss Datenblatt erreicht der immerhin 2185 Kilogramm schwere Cayenne nach 4,5 beziehungsweise 4,4 Sekunden (mit Sport-Chrono-Paket, Fr. 930.-) 100 km/h und wird bis zu 279 km/h schnell. Ob man das braucht oder nicht – es ist: sehr beeindruckend.

Fast noch beeindruckender ist, was die Luftfederung mit Niveauregulierung und kontinuierlicher Dämpferverstellung (Porsche Dynamic Chassis Control, Fr. 3920.-) kann. Während ich den Cayenne erstaunlich sauber und mit – in meinen Augen – hohem Tempo durch eine Kurve zog, erinnerte mich nichts daran, dass ich ein ziemlich wuchtiges, schweres Auto steuerte. Nochmals Richard Hammond: «Er ist sehr schnell und fährt sich wie ein grossartiger, grosser Sportwagen.» Hammond hat recht.



«Leider nicht prädestiniert dafür»: Galerist von Senger, 50.

MvH trifft

Nicola von Senger

Von Mark van Huisseling — Er sei Galerist und dauerpleite, sagt er. Und ein Frauen-Unglücklichmacher, sagen andere.

Wie sieht dein Tag aus?» – «Ich erwache frei, ohne Wecker. Als ich mir mein Leben möglichst so einrichten durfte, wie ich es möchte, habe ich gesagt: «Ich will nie von einem Wecker geweckt werden. Ich geh' jeden Kompromiss ein, zahl' gern ein paar Franken drauf, dafür darf ich ausschlafen.» Nach einem Espresso kommt sofort der Gedanke an Kunst; ich recherchier' in Auktionskatalogen, Unterlagen von Ausstellungen ... Um zirka Viertel nach zehn fahr' ich mit dem Tram in die Galerie auf der anderen Seite der Stadt, das find ich gar nicht schlecht. Und verbring' dann den Tag damit, das zu machen, was ich gut finde, mir selber treu zu bleiben – jeder Tag ist eine neue Chance, die man packen muss.» – «Wartest du in der Galerie, bis einer kommt und sagt: «Schönes Bild, das kauf ich.»?» – «Nein, so ist es nicht. Ich bin seit 26 Jahren Galerist und probier', immer die gleichen Künstler zu zeigen, in einem Drei-bis-vier-Jahres-Rhythmus;

ich kenn' Leute und weiss, welcher Sammler welches Werk hat. Und ich hab meine Galerie so eingerichtet, dass ich am Fenster sitze und jeden, der vorbeiläuft und den ich kenne, grüsse. Er kommt dann hoch – und kauft etwas.»

Nicola «Nici» von Senger, 50, ist Galerist in Zürich; zu den Künstlern, die er vertritt, gehören Beni Bischof, Olaf Breuning, Daniele Buetti, Lori Hersberger, Martin Parr oder Augustin Rebetez. Ferner ist er so etwas wie eine mittlere Grösse der hiesigen Gesellschaft oder, wie Ihr Kolumnist früher geschrieben hätte, ein halbfetter Name (vier Erwähnungen in der MvH-Kolumne; neun in Artikeln von Hildegard Schwaninger). Sein *claim to fame* hängt auch damit zusammen, dass sein Grossvater – Verleger und Reklameverkäufer, «Senger-Annoncen» – Ausstrahlung sowie Geld hatte. Beat Curti, ein Unternehmer, war Nici von Sengers «Geschäftspartner», was eine lustige Bezeichnung ist, wenn der eine, Curti, möglicherweise

einen Eintrag auf der Bilanz-Reichstenliste hätte, falls ihm die Bilanz nicht eine Zeitlang gehört hätte, und der andere «dauerpleite aus Leidenschaft» ist (Züritipp). Von Senger wurde 2009 mit Heiratsverbot per Gerichtsentscheid belegt für zwei Jahre, stand in «Notizen zu Namen», weil er ein Frauenunglücklichmacher sei und nicht geeignet für die Ehe (das Zitat ist aus der Rubrik des *Tages-Anzeigers*, nicht aus dem Gerichtsentscheid, was eine weniger genaue Quelle ist). Von Senger und ich sind bekannt miteinander, wir haben einmal ein Geschäft (einen Bildertausch) gemacht.

«Wie kauft man Kunst? Solltest du wissen – du kaufst mehr, als du verkaufst.» – «Haha, ja, ich liebe es, ich bin Jäger und Sammler. Nein, es ist einfach: Man geht in eine Galerie, verliebt sich in ein Bild und kauft es.» – «Und wie verkauft man Kunst? Das ist schwieriger oder?» – «Nein, für mich ist es schön, die Begeisterung, die ich spüre, weiterzugeben.» – «Gibt es einen Unterschied zwischen Kunsthändler und Galerist?» – «Ja, einen grossen. Ich bin Galerist, eindeutig. Ich wär gern mehr Kunsthändler, aber wenn ich ein Talent hab, dann ist das, nahe bei der Kunst, der Produktion zu sein. Selber einen kleinen Einfluss zu nehmen auf den eventuellen Weg der Kunstgeschichte. Wenn du Kunsthändler bist, tust du das nicht; ein Werk ist dann wie eine Aktie, die du teurer zu verkaufen versuchst.»

«Das Geschäft mit Kunst läuft – du kannst es fast nicht vermeiden, reich zu werden oder?» – «Das sind so Sachen, die man in den bunten Heftli liest. Aber es gibt nirgends so viele Galerien wie in Zürich, im Verhältnis zu den Einwohnern – der Verdrängungskampf ist enorm.» – «Ich hab gelesen, du seist dauerpleite aus Leidenschaft.» – «Das ist so, und da bin ich stolz drauf. Aber ich werde nie verhungern.» – «Ich hab dein Kunstlager gesehen: Das Letzte, was du brauchst, ist ein weiteres Bild.» (Voll bis unter die Decke, und auch in seiner Wohnung gibt es kaum weisse Flecken an den Wänden.) «Ich bin krank, aber nicht ganz unglücklich, dass ich mein Geld nicht für andere Sachen ausbe. Es ist ein innerer Zwang, wenn mir ein Werk gefällt, das Werk zu besitzen – gar nicht auszustellen, einfach zu haben, das gibt mir grosse Befriedigung.» «Deine Vorfahren hatten doch Vermögen ...» – «Das ist schon so.» – «... hat man dich davon abgeschnitten?» – «I had to lose an eye to see shit clearly [Ich musste ein Auge verlieren, um die Dinge zu sehen], das ist von Bushwick Bill, und es ist schön, was er sagt.» (Er interessiert sich für Hip-Hop.) «Du seist ein Womanizer [Frauenheld], sagt man – stimmt's?» – «Ich wär's gern. Bin aber leider, durch verschiedene Umstände, nicht prädestiniert dafür. Die grösste Liebe ist nie erfüllt.»

Sein liebstes Restaurant: «Das ist nicht schwer, die «Kronenhalle.» «Kronenhalle», Rämistrasse 4, Zürich, Tel. 044 262 99 00

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40						41						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Männliches Dasein ohne Arbeit
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Er passt am besten zu Indianern im kämpferisch Wilden Westen. 6 Bei diesem deutschen Verlag denken wir automatisch an Noah. 10 Die Mathematiker Beltrami und Calabi haben zumindest eines gemein. 12 Sie hat einen ziemlichen Bauch, gibt aber schöne Töne von sich. 15 Was dorthin geht, ist fast schon zu Ende. 17 Sie ist ein Herzensbrecher und macht Franzosen oft verrückt. 18 Sie waren einst die skandinavische Elite in der Normandie. 19 Der Staat war vor Urzeiten ein Volk. 20 Der Begriff ist ganz und gar dehnbar. 23 Genau genommen ist sie eine permanente Überfliegerin. 26 Nein, er ist kein Narr, doch fehlt dazu nicht viel! 27 Haupt-Himmelsrichtung mit Assoziation Sonnenaufgang. 28 Die Veränderung des Gehirns äussert sich bei ihr äusserst unangenehm. 31 Die Gläubige schaffte es, Mama und Schwester gleichzeitig zu sein. 34 Sie ist, formal elegant, dem festlichen Abendempfang sicher angemessen. 35 Für Ustinov waren die Vereinigten Staaten etwa so ... wie ein Elefant beim Spitzentanz. 37 Wer an zwei denkt, meint vielleicht auch dies. 38 Der Staat ist Bürgerkriege gewohnt und bleibt von den Nachbarn nicht verschont. 39 Eine unbestimmte sie, wie wir daraus schliessen können. 40 Nicht die Pyramide in Teotihuacán, sondern jene westlich von dort. 41 Bei ihm herrscht ganz bestimmt Übereinstimmung.

Senkrecht — 1 Ist ennet des Gotthardtunnels auf der Alpensüdseite ein Thema. 2 Er und der Stier – sagenhaft! 3 Kalkutta liegt am Ganges, und es ist nicht weit entfernt. 4 Bei ihr beginnt, was später ein guter Tropfen werden soll. 5 Wie Freunde den singenden Berner Songschreiber kennen. 6 Unser Palindrom verweist auf eine nahe Verwandte Jesu. 7 Er ist der letzte der Tribunen, das wissen Wagner-Fans. 8 Sie ist in Grossbritannien Teil des Kleingelds. 9 Bei ihnen sind Ringe wichtige Dinge. 11 Gewissermassen eine germanische Disziplin. 13 Zellkernteilung, sagt der Mediziner. 14 Wer ohne ihn trinkt, stirbt jünger, moralisierte Luther. 16 Werden die in 9 senkrecht gesuchten oft. 21 Unrühmlich, jene Republik von dort am Gardasee im 2. Weltkrieg. 22 Ein fröhlicher Betrieb mit ziemlich vielen Leuten. 23 In ihnen lässt es sich fürstlich wohnen, doch meist nur auf Zeit. 24 Als Stütze kann man ganz und gar auf sie zählen 25 Der Mangel an Selbsterkenntnis sei die der Ignoranz. 29 “Da treibt’s ihn hin, den göttlichen ... zu erwerben.“, dichtete Schiller in *Der Taucher*. 30 Sie lässt Pariser das Meer zumindest erahnen. 32 Von dort aus geht es - indirekt - zum Indischen Ozean. 33 Lange, sehr lange ist her, dass dieser Wettstreit stattfand. 36 Palindrom wie 6 senkrecht, doch fehlt hier ein Buchstabe.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 411

	S	L	A	M		B	A	L	D	R		C		C
	K	O	N	A	K		D		A	A	B	A	C	H
W	I	E	G	E		T	E	A	C	H	E	R		A
A	N	W	E	N	D	E	R		K	E	I	S	E	R
E	K	E	I	N		N		S	E	N	N			M
H		A	E		R	O	S	O	L		A	R	M	E
N		L		R	U	R	A	L		D	H	A	U	
E	R	I	K		L	E	L	E	D	A	I	S	L	
N	I	T	R	A	T	E	I	W	E	I	S	S		
	S	T	E	L	L	A	R		I	N	D	I	E	N
S	A	L	B	E	I	N		N	E	U	N	T	E	
	N	E	S	S		J	O	H	A	N	N			O

Waagrecht — 1 SLAM (engl. f. harte Kritik; Salm) 5 BALDR (auch Baldur, Balder: Gott i. d. germ. Mythologie) 11 KONAK 12 AABACH 14 WIEGE 15 TEACHER (engl. f. Lehrer) 16 ANWENDER 17 KEISER (Kabarettist) 18 EKELN 19 SENN 20 AEROSOL 23 ARME 27 RURAL 28 DHAU 29 ERIK 32 LEDA 34 ISL (-and) 35 NITRAT 37 EIWEISS 39 STELLAR 40 INDIEN (BRICS: Brasilien, Russland, *Indien*, China, Südafrika) 42 SALBEI 43 NEUNTE 44 NESS 45 JOHANN (-es)

Senkrecht — 1 SKINK (auch Glattechse genannt) 2 LOEWE 3 ANGELA (weibl. Entsprechung von lat. angelus f. Engel: Merkel) 4 MAENNER 6 ADER 7 DACKEL 8 RAHEN 9 CARS (engl. f. Autos) 10 CHARME 13 BEINAH 14 WAEHNEN 15 TENOR 19 SOLEI (sol: franz. f. Sonne) 21 RUETLI 22 SALERNO 24 RAISIN (franz. f. Traube) 25 MUSSET 26 LITTLE (engl. f. klein; Schauspieler C. Little) 28 DAENEN 30 RISAN 31 KREBS 33 DWINA (-busen) 36 ALES 38 IDUN (in nord. Mythologie Göttin der ewigen Jugend) 41 NEO

Lösungswort — BAERENDIENST



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER



ROLEX



BUCHERER

1888

bucherer.com